Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 8 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 21. Februar 1908

Zum Preisausschreiben!

Wir erinnern hiermit nochmals an das Preisausschreiben von Mk. 2000.— für die beste bis zum 15. März bei der Schriftleitung des „Morgen" einlaufende Novelle, deren Umfang acht Druckseiten nicht übersteigen darf.

Das Preisrichteramt liegt in den Händen von:

Professor Georg Brandes, Kopenhagen / Universitätsprofessor R. M. Meyer, Berlin / Carl Hauptmann, Mittelschreiberhau / Dr. Artur Landsberger, Berlin / Otto Julius Bierbaum, Fiesole / Ernst Freiherr von Wolzogen, Darmstadt.

Japanisches Reisetagebuch.

Von Andrew Carnegie.

Nie werde ich wieder diese Einfahrt in den japanischen Meerbusen vergessen. Die Sonne ging gerade auf und der Himmel war so blau wie in Italien. Der Fusiyama erglänzte unter ihren Strahlen und seine 3000 Meter hohe Spitze war ganz klar. Die Wolken legten sich rechts und links an seinen Kegel an, aber sich nur etwas weiter unten an ihn ankauernd, als wollten sie es nicht wagen, seine Spitze einzuhüllen. Er stand da in seiner nächtigen einsamen Größe — der eindrucksvollste Berg, den ich je gesehen. Berge sind fast immer eine Enttäuschung, da man ihre Höhe gewöhnlich nur allmählich ermißt, nur der Fusiyama, und nur wie er so dasteht, aufsteigend aus der Ebene wie eine Pyramide, so daß man auf ihn das Wort Schillers anwenden kann von den „Dingen, die sich emportürmen", überragt er jede andere Spitze oder Gipfel, und es ist nicht verwunderlich, daß die Japaner in alten Zeiten sich die Heimat ihrer Götter auf seinen Höhen dachten.

Es war 9 Uhr abends, als die Anker niederrasselten, und in wenigen Minuten wimmelte es von kleinen Booten um unser Schiff, uns an Land zu bringen. Bis man nicht einmal in einem solchen Sampan gefahren ist, braucht man sich nicht zu schmeicheln, schon das Groteskeste an Beförderungsmitteln kennen gelernt zu haben.

Stellen Sie sich vor: Einen langen, breiten Kahn mit einer kleinen Kabine im Stern, das Deck vorn niedriger als an den Seiten und darauf vier Geschöpfe, die aussehen wie die Dämonen im Black Crock*), mit möglichst wenig Kleidern. An jeder Seite, aber nicht hintereinander, stehen ihrer zwei, und jeder handhabt ein langes Ruder und begleitet jeden Schlag mit Rufen, wie ich sie nie zuvor gehört habe. So werden wir von diesen gelben Teufeln vorwärts gebracht, die sich augenscheinlich in einen Zustand fürchterlichster Aufregung hineinarbeiten. Endlich landen wir, passieren das Zollhaus ohne Untersuchung und erreichen mit ganz unsicheren Seebeinen unser Hotel. Ein paar Bissen zum Abendessen, aber dort wieder diese fürchterlichen Kerle, die uns bedienen. Wir müssen alle Augenblicke lachen über irgend etwas Komisches und wundern uns, wo wir nur sein mögen; aber alles, was wir essen und trinken, ist überraschend gut — an Land, nach 22 Tagen auf See.

*

Wir sind nun drei Tage in Japan, aber alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich unfähig bin Ihnen mehr als eine blasse Vorstellung von dem zu geben, was uns allerenden begegnet. Und müßten wir morgen heimkehren, wir würden doch das Gefühl der völligen Befriedigung von unserer Reise haben. Obwohl ich schon das Merkwürdigste und Wunderbarste gesehen habe, was Europa zu bieten vermag, ein Gang von wenigen Stunden durch Yokohama oder Tokio hat uns mehr Unerwartetes enthüllt, als je zuvor ein Ort. Kein Land, das ich bisher besuchte, hat wirklich so viel Neues geboten, als ich mir vorgestellt hatte; hier ist es umgekehrt. Alles geht so weit über das hinaus, wie ich es mir ausgemalt, und ich muß in einem fort bedauern, daß wahrscheinlich nur wenige meiner Freunde jemals Japan besuchen werden, um all die Seltsamkeiten zu sehen und zu genießen. Lassen Sie mich einmal einen Spaziergang beschreiben: Wir sind an der Hoteltüre, haben ungezählte Verbeugungen fast bis auf den Boden von diesen vielen Teufeln entgegengenommen. Ein Dutzend kleiner, dicker Kerle taucht auf, jeder zwischen den beiden Deichseln seines Wagens wie ein Kutschpferd und ladet uns ein Platz zu nehmen, gerade wie Kutscher. Sehen Sie sich einmal ihr Kostüm an oder vielmehr nach ihm um: keine Schuhe — wenn man nicht eine Strohsohle, die mit Stroh festgebunden ist, einen Schuh nennt — Beine und Leib ganz bloß, mit Ausnahme eines schmalen Lappens um Lenden und dann ein Hut! Dieser ist entweder von einem dunklen Material, so groß wie der Boden einer Tonne — ich übertreibe nicht —, um vor Sonne und Regen zugleich zu schützen, oder von hellem Stroh, aber von ebensolcher Größe. Das sind die Bettus, die einen in $3^1/_4$ Stunden nach Tokio bringen. Wir lehnen ihre Einladungen ab und gehen zu Fuß. Da stolziert ein Kerl auf Stelzen, ein anderer hat feste Holzklötzchen von gleicher Höhe, ein dritter hat flache Strohschuhe, ein vierter gar keine. Was ist das für ein Geräusch hinter uns? Wir sehen uns um und erblicken vier Kulis, ganz nackt wie Adam, jeder an einer Ecke eines vierrädrigen Rollwagens, beladen mit Eisen, und die sich jeden Schritt durch unheimliches Stöhnen Luft machen. Noch nie zuvor sah ich dieses unentbehrliche Metall auf solche Weise transportiert. Aber sehen Sie einmal dorthin! Ein Fisch-

*) Amerikanisches Lustspiel von Hoyt. (Anmerk. d. Uebers.)

händler mit einem Bambusstock über der Schulter, an dessen Enden Fischkörbe schaukeln — alle Lasten werden so getragen —, da drüben geht ein Wasserträger, der seine Eimer auf die nämliche Art trägt: über seine Schultern hat er ein Tuch geworfen, das ihm das Aussehen eines Zirkusclowns gibt. Die Kleidung der Frauen ist nicht so mannigfaltig, aber ihre gemalten Lippen und weißgepuderten Nacken, und wenn eine verheiratet ist, ihre geschwärzten Zähne geben uns Grund genug zum Staunen, obgleich ich sie abscheulich finde, wenn sie lachen; ich muß meine Augen wegwenden. Wie Frauen solche ekelhaften Fratzen aus sich machen können, kann ich nicht begreifen, aber — die Mode bringt noch manches andere fertig. Das Aussehen der Kinder ist im höchsten Grade komisch; sie sind so dick eingemummt in Kleider, daß sie aussehen wie kleine fette Eskimos. Die Frauen tragen sie ohne Ausnahme nach Indianerart auf dem Rücken. Dort begegnen sich zwei Japaner auf der Straße, sie verbeugen sich dreimal, jedesmal tiefer und ehrfurchtsvoller als das vorhergehende Mal, und geben sich die peinlichste Mühe, die vorgeschriebene Zahl von Zentimetern innezuhalten, die ihre gegenseitige Stellung vorschreibt, und dann schütteln sie ihre eigene Hand zum Zeichen der Freude.

*

Die Japaner gehen frühmorgens ins Theater und bleiben da bis 5 Uhr nachmittags. Die Pforten werden um 5 Uhr früh aufgemacht, aber die reichen Leute erscheinen nicht vor 6 oder 7 Uhr, wo die Vorstellung beginnt. Um Mittag wird im Theater das Frühstück serviert, die Zuschauer rauchen, essen, schlürfen Tee und vergnügen sich nach Belieben. Es gibt keine Sitze, nur eine kleine Matte wird für jeden hingelegt, der eintritt, und daneben eine Schachtel mit Sand und darin zwei glimmende Kohlenstückchen, mit denen man sich seine Pfeife anzündet; wohl bemerkt: Damen, ohne Ausnahme, rauchen in Japan so gut wie Herren. Jeder bringt sich eine kleine Pfeife mit langem Rohr mit, daran ist ein Tabaksbeutel angehängt. Von Zeit zu Zeit tut man ein wenig Tabak in die Pfeife, gerade genug für zwei Züge, dann wird der Tabak ausgeklopft und die Pfeife von neuem gestopft. Nie habe ich mehr als zwei kleine Züge auf einmal machen sehen! Sogar junge Mädchen rauchen auf diese Art, und einem, der Tabak verabscheut wie ich, gewinnen sie durch solche Gewohnheiten keine größeren Reize ab, wie man sich wohl vorstellen kann. Ein Schätzchen, das seine Lippen mit Tabak . . . Pfui!

Die Hochzeitsgebräuche sind von den unseren sehr verschieden. Die Priester haben nichts damit zu tun, auch gibt es keine religiösen Zeremonien. Die Eltern des jungen Mannes suchen eine passende Frau für ihn aus, wenn er 20 Jahre alt ist, und bringen die ganze Sache in Ordnung. Sie halten bei den Eltern des jungen Mädchens an, und wenn diesen die Partie gefällt, wird ein Kontrakt zwischen den Eltern des jungen Paares aufgesetzt und der Tag bestimmt, wo Braut und Bräutigam Saki aus derselben Tasse trinken. Feste und Vergnügungen werden gegeben, manchmal mehrere Tage hintereinander, wenn die Eltern reich sind — und die Ehe ist geschlossen. In jedem Falle muß die Braut bei den Eltern ihres Mannes wohnen; mehr als ihrem Manne muß sie sich bemühen, sich die Zufriedenheit seiner Eltern zu erwerben. Sehr

oft leben drei Generationen beieinander, und eine Verehrung wird den ältesten entgegengebracht, von der wir uns keinen Begriff machen können.

Daß verheiratete Frauen sich ihre Zähne schwärzen, ist die abscheulichste Sitte, die ich je gesehen. Ich bin in sehr feinen japanischen Häusern gewesen und habe sonst sehr gut aussehende Frauen gesehen, aber sie brauchten nur ihren Mund zu öffnen, um sich sofort widerwärtig zu machen. Es freut mich daher, wenn ich höre, daß diese Gewohnheit mehr und mehr abkommt, und daß einige junge Frauen sich geweigert haben, sich ihr zu unterwerfen.

*

Japan ist in den letzten Jahren ein Teeexporteur für Amerika geworden und wir besuchten deshalb die Teefaktoreien in Yokohama. Der frisch geerntete Tee ist ohne jeden Geschmack, erst wenn er der Sonne ausgesetzt ist, gärt er wie Heu. Er wird dann gekräuselt, gedreht, gebacken und dann zu den Händlern gebracht, die ihn wieder sorgfältig abzupfen und in die Form rollen, in der er zu uns kommt. Ich sah viele Hunderte von Frauen und Mädchen in den Fabrikräumen, die mit ihren kleinen Händen den Tee flink rollten und in große runde Töpfe legten, unter denen ein kleines Kohlenfeuer angezündet war. Und jetzt, meine Freundinnen, lassen sie mich Ihnen den Unterschied von schwarzem und grünem Tee erklären: Schwarzer Tee wird erzeugt, wenn man ihn an der Sonne etwa 50 Minuten länger dörren oder gären läßt als den anderen, und während dieser Extra-50-Minuten verflüchten sich gewisse Bestandteile, die unseren Nerven schädlich sein sollen. Grüner Tee hat deshalb eine größere Wirkung auf schwache Nerven als schwarzer. Sie sehen also, es ist dasselbe Blatt, es liegt nur an der Behandlung. Noch etwas möchte ich Ihnen erklären: Grüner Tee mit natürlicher Farbe könnte in Amerika nicht verkauft werden, nein, wir wollen „ein schöneres Grün" und wir bekommen es auch, natürlich! Was kann der Kaufmann gegen diese gebieterische Forderung seiner Käufer tun! Und diese gewünschte Färbung wird erzielt, indem man dem reinen Tee Indigo mit Gips beimischt, und das ist auch der gewissenhafteste Kaufmann zu tun gezwungen. Ich sah in einem Falle sogar Preußisch-Blau gebrauchen, was sehr giftig ist, und man erzählte mir, daß man selbst zu Ultramarin seine Zuflucht nimmt. Diese außerordentlich giftigen Substanzen geben ein noch „schöneres Grün" als Indigo und Gips, und werden deshalb von den unwissenden Menschen bevorzugt. Die Moral: Bleib bei schwarzem Tee und vermeide Gift!

*

Man hört in Japan in der Nacht oft lang klagende Laute; ich fragte nach und erfuhr: sie kommen von blinden Männern und Frauen her, die angestellt sind, um die Kranken zu reiben und zu zwicken und ihre Schlaflosigkeit auf diese Weise zu heilen. Die Kur ist sehr beliebt bei den Japanern, und selbst Fremde erzählten mir, daß sie sie mit Erfolg angewendet haben. Ich vermute, daß das Klima leicht Rheumatismus und ähnliche Störungen erzeugt und daß dann die Bevölkerung zu allem greift, was vorübergehende Linderung bringt. Doch ist mir das „in den Schlaf kneifen" eine ganz neue Methode.

Man lebt hier sehr gut in den Hotels. An Fischen und Wild hat Japan die größte Reichhaltigkeit. Fasanen, Schnepfen, Hasen, Hirsche sind sehr billig und aus-

gezeichnet. Ochsen- und Hammelfleisch ist ebenfalls gut; desgleichen die Gemüse. Rüben, Radieschen, Karotten sind sehr groß, ich führe das auf die tiefe und sorgfältige Behandlung des Bodens zurück. Bandy maß einige und berichtet: „Rettige 18 Zoll und schön weiß, Karotten 20 Zoll und herrlich." Das Hotel, in dem wir wohnen, erfreut sich eines französischen Kochs, den man sich eigens hat kommen lassen, und gestern abend hatten wir eine Gesellschaft der berühmtesten Schauspieler, die den Erfolg eines neuen Stückes, das sie eben auf einer großen Tournee gespielt hatten, durch ein Festmahl feierten. Ich unterhielt mich damit, mir aus der Gesellschaft den Montagu*) Gilbert, Beket und Booth unter ihnen herauszusuchen, und ich traf immer das Richtige, wie ich nachher erfuhr. Die Verhältnisse sind ungefähr die gleichen wie bei uns, glaube ich. Die Schauspieler stehen in hoher Achtung hier, sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, als sie dinierten, und unser Dolmetscher erzählte uns in gebrochenem Englisch, indem er auf zwei junge Liebhaber wies: „Sehr hoch geschätzt von sehr hohen Damen, oh, sehr hoch!" Europäische Kleidung verändert das Aussehen der japanischen Herren nicht sehr, glaube ich, sie sind sehr klein und haben — es tut mir leid, das von ihnen sagen zu müssen — durchweg ein wenig krumme Beine; ihr einheimisches wallendes Gewand gibt ihnen Würde und Anmut. Wirklich muß man, wenn man eine Zeitlang im Osten sich aufgehalten hat, zugeben, was man dort so oft hört, daß unsere abendländische Kleidung die uninteressanteste der Welt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Daumier. Von Richard Muther.

Der 26. Februar ist der 100. Geburtstag Honoré Daumiers. Ein Stück französische Kulturgeschichte zieht, wenn man sein œuvre durchblättert, vorüber. Denn Daumier hat bekanntlich ein halbes Jahrhundert lang politische, soziale und moralische Satire geschrieben. Als Jüngling war er eingetreten in das bataillon sacré, das Charles Philipon, der Gründer der „Caricature", gegen das Bürgerkönigtum anstürmen ließ, und noch 1870/71 ließ er, Tribun und Prophet zugleich, seine Stimme erschallen. Das Witzblatt war ihm eine Bühne, die die Welt bedeutete, eine Kanzel, auf der er die Lebensfragen seines Volkes erörterte.

Zu dem kulturpsychologischen kommt der künstlerische Wert der Blätter. Es ist mit Karikaturen eine mißliche Sache. Dem Tage dienend, sterben sie mit dem Tage. Die Fragen, von denen sie ausgingen, sind erledigt, die Leidenschaften, von denen sie getragen waren, erloschen. So kommt es, daß man in Karikaturensammlungen wie in Herbarien blättert. Was einst lebendig war, ist vergilbt; was einst belacht wurde, langweilt heute. Von Daumiers Blättern gilt das nicht. Sie haben Ewigkeitswert, weil er das, was er zu sagen hatte, in klassischer, ewig-gültiger Form gesagt hat. Das Lächerliche wurde unter seinen Händen zum Erhabenen, das Pamphlet zum Kunstwerk. Ohne die Anekdote zu verstehen, bewundert man die bildnerische Wucht, die den Gedanken formte. Mit unerhörter Maestria läßt er das Orchester aller Leidenschaften spielen, mit

*) Berühmte Schauspieler in Amerika für die einzelnen Fächer. (Anmerk. d. Uebers.)

genialer, gleichsam improvisierender Leichtigkeit weiß er die Grundnote jedes Charakters zu packen, die signifikante Grimasse, die signifikante Geste zu finden. Dazu die große Allüre, der monumentale Wurf, den seine Blätter trotz ihres kleinen Formates haben. Hiervon ausgehend hat man ihn den Homer der Bourgeois genannt, ja den Vergleich mit Michelangelo nicht gescheut. „Ce gaillard là a du Michelange sous la peau," meinte Balzac, der mit ihm zusammen in der Redaktion des Charivari saß, und der junge Daubigny, als er die Sixtinische Kapelle in Rom betrat, soll gesagt haben: „Das sieht ja aus wie von Daumier."

Die Frage ist nun: Hat man zu bedauern, daß ein Mann, der nach seinem ganzen Wesen berufen schien, jüngste Gerichte an die Wände sixtinischer Kapellen zu malen, diese Riesenkraft, die ihm in die Wiege gelegt war, als Aktualitätenzeichner verzettelte? Kaum. Denn jeder Mensch muß als ein Ganzes, als in sich gefügter Organismus genommen werden. Daumier wäre zur Karikatur gewiß nicht gekommen, hätte ihn nicht ein innerer Beruf in diese Bahn gelenkt. Er war nicht Künstler allein, der mit dem Auge des Aestheten auf ihre Formen- und Farbenwerte hin die Welt betrachtete, sondern er war gleichzeitig auch ein Kämpfer. Alles was rings vorging, ergriff und berührte ihn. Ueberall war er nicht als unbeteiligter Zuschauer, nein als Akteur dabei. Ein Goya redivivus wollte er selbst mit am Weltbild modeln, glaubte, indem er höhnte und kreuzigte, einem besseren Neuen den Weg zu bahnen. Dieser rebellische Geist konnte nur in der Karikatur sich entladen. Sie war ihm das Ventil, durch das der Politiker sich Luft machte. Sie war seine Waffe, seine Geißel.

Trotzdem. Es muß auch Tage gegeben haben, wo er seinen Beruf verfluchte. Denn man darf nicht vergessen: ein Karikaturenzeichner ist Journalist. Wie der Tagesschriftsteller neben Artikeln, die ihn reizen, sehr viele andere schreiben muß, die er nur als Brotarbeit empfindet, steht der Tageszeichner sehr oft vor Aufgaben, bei denen es sich um gar keine höhere Mission, sondern lediglich um Reporterdienst handelt. Auf Zeiten der Hochflut folgen Zeiten der Ebbe, ausgefüllt durch all jene läppischen Dinge, die heute das photographische Klischee erledigt. Ein solcher Druck mußte auf Daumier um so tragischer lasten, als er kein landläufiger Illustrator, sondern ein in die Karikatur verschlagener Künstler war. Gewiß, auch künstlerischen Gedanken, die in ihm nach Ausdruck schrien, konnte er in seinen Karikaturen eine gleichsam provisorische Gestaltung geben. Der Bildhauer Michelangelo übernahm die Bemalung der sixtinischen Decke nur deshalb, weil der Auftrag ihm ermöglichte, wenigstens in der Flächendarstellung plastische Gedanken auszusprechen, die in Marmor niederzulegen ihm versagt blieb. In ähnlicher Weise fühlt man aus Daumiers Karikaturen heraus, daß das Sujet für ihn nur Wert hatte wegen der bildnerischen Form, in die er es kleiden konnte. Doch immerhin, es blieb eine Verquickung, ein künstlerischer Kern in literarischer Schale. Und während er im Frondienst der Journalistik sich mühte, wogte neben ihm der große Befreiungskampf der modernen Kunst. Die Corot und Diaz, die Millet und Courbet waren seine Freunde. Um so mehr mußte es ihn reizen, das Gefängnis, in dem seine Kunst eingeschlossen war, zu sprengen. So tritt neben den Karikaturisten Daumier der Maler, neben den leidenschaftlichen Mitstreiter im Kampfe des Tages der große Schöpfer tendenzloser Kunst.

Sein 40. Geburtstag fiel mit dem der zweiten Republik zusammen. Damals haben Courbet und Bonvin ihn bestürmt, das Bild der Republik zu malen, das ein Preisausschreiben für das Hotel de Ville verlangte. Im nächsten Jahr, 1849, war er erstmals im Salon vertreten: mit einem großen, jetzt verschollenen Gemälde, das die Lafontainesche Fabel „Le meunier, son fils et l'âne" behandelte und wozu die Skizze sich in meiner Sammlung befindet. Silen- und Bachantenzüge, Don Quichotefiguren, Molièresche Doktoren, Reiter à la Géricault folgten. Und von romantischen Stoffen ging er zu Themen aus seiner eigenen Epoche über. Er begleitet die Menschen in das Parlament und in den Justizpalast, in das Theater und in den Zirkus, in den Omnibus und in die Eisenbahn. Akrobaten malt er, Seiltänzer, Ringer und Tierbändiger, Wäscherinnen und Arbeiter, Richter und Advokaten, Kupferstecher und Schachspieler, Amateure und Trödler. Die Menge stellt er dar, wie sie, zu einem Organismus geworden, im Theater lauscht oder in wilder Aufstandsstimmung sich über die Straßen schiebt. 1860 wagt er den Schritt, seinen Vertrag mit dem Charivari zu lösen. Er will nicht mehr Tageszeichner, er will Maler, lediglich Maler sein. Doch das Wagnis mißglückt. Das Publikum, das in der Form der Karikatur seine Werke hingenommen hatte, schiebt sie in der Form des Gemäldes achselzuckend beiseite. Schon nach wenigen Jahren war er in bitterster Not. Ein kleines Landhaus, das er in Valmandois gekauft hatte, ohne es bezahlen zu können, vermochte er nur zu halten, weil Corot, immer gütig, ihn mit der Schenkungsurkunde überraschte. 1864 erneuerte er resigniert den Vertrag mit seinem Journal und hat während der letzten Jahre wieder als Karikaturenzeichner sein Dasein gefristet.

Auch später noch wurde das Urteil über Daumier ausschließlich durch diese Werke bestimmt. Als der König der Karikatur ist er in den Handbüchern gepriesen. Seine Bilder, in Privatsammlungen vergraben, wurden nicht beachtet. Die Malerei mußte erst durch die Schule des Impressionismus gegangen sein, das Auge der Kenner mußte erst an Manet und Degas, an van Gogh und Rodin sich gewöhnt haben, bevor Daumiers Entdeckung erfolgen konnte. 20 Jahre nach seinem Tode war die Zeit für ihn reif. Unter der Flut neuer Eindrücke, die die Zentenale von 1900 vermittelte, war der von Daumier ausgehende einer der stärksten. Ich wies damals in meinem Buch „Ein Jahrhundert französischer Malerei" als erster in Deutschland auf Daumiers Bilder hin. Seitdem haben Ausstellungen in Berlin, München und Wien seinen Ruhm verbreitet. Aus dem König der Karikatur ist noch posthum der große Bahnbrecher der modernen Kunst geworden.

Denn was ist die Schicksalsfrage für diese neue Kunst einer neuen Zeit gewesen? „Der wird der Maler sein, der wahre Maler, der dem jetzigen Leben seine epische Seite zu entreißen versteht, der uns wird sehen und begreifen lassen, wie sehr groß und poetisch wir in unseren Krawatten und Lackstiefeln sind." So schrieb Baudelaire einmal, und in diesen Worten ist das Leitmotiv für die Würdigung Daumiers enthalten. Jahrzehntelang war die Malerei in der Vergangenheit umhergeirrt, hatte nicht geglaubt, in dem, was das Leben ihr bot, Stoffe für Kunst zu finden. Daumier, der als Karikaturist dieses Leben betrachtete, entdeckte als erster darin eine groteske Schönheit. Und von diesem Grotesken gelangte er in seinen Bildern zum großen Stil. Macht

es einen Unterschied, daß diese Werke nicht michelangeleske Propheten und Sibyllen, sondern Advokaten und Wäscherinnen darstellen? Aeltere Kritiker, die noch an Rangklassen der Stoffe glaubten, pflegten vom Bauernmaler Millet zu sagen, er habe das Große aus einem Nichts gezogen, habe aus Trivialem Erhabenes gemacht. Das gilt von Daumier mit gleichem, ja mit größerem Recht. Ich habe Millet früher einmal den Daumier der Bauern, Roger Marx hat Daumier den Millet der Großstadt genannt. Doch sogar bei diesem scheinbar so ehrenden Vergleich kommt der Künstler Daumier noch zu kurz. Denn Millet ist auf dem Umweg über die Bibel und Virgil zu seinem epischen Stil gelangt. Von Stimmungen ausgehend, die ihm literarisch vermittelt waren, modelte er an seinem Thema so lange, bis es die Form des Arkadischen, biblisch Patriarchalischen annahm. Daumier brauchte einen solchen Umweg nicht, da er selbst das hatte, das Goethe an Michelangelo rühmte — das große Auge. Hinsichtlich der Malerei Millets konnte Fromentin die Frage aufwerfen: „Hat er, ja oder nein, gute Bilder geschaffen? Hat seine Ausdrucksweise, ich meine die Hülle, in die er seine Gedanken kleidet, wirklich die Eigenschaften der bonne peinture?“ Bei Daumier wäre eine solche Frage deplaciert. Man bewundert an seinen Bildern nicht nur die statuarische Geschlossenheit der Gestalten, den großen Zug der Linie, den wundervollen Rhythmus der Anordnung und das elementare Leben, von dem sie durchzuckt sind — auch eine Malerei, die den Vergleich mit bester klassischer Kunst verträgt. Denn das Licht ist ihm nicht allein formenbildender Faktor, nein auch die magische Kraft, die alle farbigen Nuancen in reizvollster Harmonie verwebt. Mag er in den leuchtenden Farben des Rubens schwelgen oder in fast monochromer, an Velasquez anklingender Skala sich bewegen, er hat Kultur. Die Sprache der Alten erklingt, ohne im Munde des Modernen zur Phrase geworden zu sein.

Freilich, solche Dinge fühlt der Künstler. Die Fähigkeit des Gelehrten, selbst wenn er wissenschaftlich noch so geschult ist, versagt in der Regel an dem Punkte, wo die Analyse rein künstlerischer Dinge beginnt. Auch wer über Daumier, den Maler Daumier schreiben wollte, brauchte das Rüstzeug des Gelehrten. Er hatte Daten zu sammeln, hatte das in 100 Privatsammlungen verstreute Material zu sichten; doch andererseits mußte er auf all das philologische Beiwerk verzichten, das sonst kunstgeschichtliche Bücher füllt. Denn über den Karikaturenzeichner Daumier, über seinen Zusammenhang mit der Zeitgeschichte war geschrieben. Es war auch nicht möglich, von Schulzusammenhängen oder einer Entwicklung zu sprechen, da es nicht um eine fortlaufende Tätigkeit, sondern um sporadische Eruptionen eines Mannes sich handelte, der als Künstler schon fertig dastand, als er den Pinsel zur Hand nahm. Die sachliche Erörterung dieser artistischen Fragen mußte die Hauptaufgabe, der eigentliche Inhalt des Werkes sein. Darum ist es schön, daß das Buch über Daumier, das in der Luft lag und kommen mußte, gerade von Klossowski geschrieben wurde. Künstler und Gelehrter zugleich, vereinigte er die beiden Eigenschaften, ohne deren Zusammenwirken ein Daumier-Buch etwas Halbes geblieben wäre. Man ahnt, wie die Kunstwissenschaft sein könnte, wenn die zwei Worte, aus denen der Begriff sich zusammensetzt, öfter verbunden wären, und stellt als Kritiker die Tatsache fest, daß seit dem Erscheinen dieses prächtigen Werkes der Name Klossowski zu den besten gehört, deren zurzeit die deutsche Kunstliteratur sich rühmt.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(7. Fortsetzung.)

Im Hause des Ministers machte man oft im kleinen Zirkel Musik. Man fand sich zusammen wie gute Freunde. Rappaport, der Virtuose, und einige der tonangebenden, jungen Künstler der Musikschule, mit denen Alice freundliche Verbindung unterhielt. Man kam gegen die Dämmerung und saß dann in den Räumen still herum, während man in Quartetten oder an zwei Klavieren die erlesenen, großen Werke der Tonkunst klingen ließ.

Das gehörte zu Alice.

Auch der Minister kam dann wohl herein, ein wenig durch die Vorhänge zu lauschen und den Herren nebenbei gütig und selbstverständlich ohne groß Worte die Hand zu reichen.

Auch Frau Minister kam eine Weile.

„Seien Sie nicht böse," sagte die ehrwürdige, zarte, bleiche Dame. „Ich setze mich drinnen hin und höre zu, soweit ich kann."

„Ich weiß nicht, Mutter," sagte dann Alice besorgt, „ob es dir überhaupt gut ist. Mama ist nämlich so erregbar, daß sie womöglich weint."

„Ach Kind, nein, nein — so schlimm ist es jetzt schon nicht mehr."

Aber sie saß doch nur kurze Zeit. Unterdessen man bis in den Abend hinein im Musikzirkel Werk um Werk vornahm und danach jedesmal in heiteres Entzücken und Geplauder ausbrach.

Michael kam mitten in eine Sonate von Bach. Er mußte lange im Türrahmen stehen und war ein wenig enttäuscht.

Alice saß am Klavier, und Rappaport strich die Geige.

Michael stand ewig, er machte fast ein komisches Gesicht. Der alte Professor Alberti, der in seiner Nähe ungesehen auf einem Sessel lehnte, mußte in sein Gesicht blicken. Michael konnte offenbar gar nicht stille stehen. Er räusperte ein paarmal. Man hatte es nicht gehört. Jedenfalls Alice hatte es nicht gehört. Aber je länger es dauerte, desto weniger konnte er an sich halten. Er war Schritt um Schritt ins Zimmer getreten. Jetzt merkte Alice das Geräusch und unterbrach mitten. Sie erhob sich und lachte froh. Michael küßte ihre Hände.

„Gott, nein! jetzt findest du uns schon bei Frau Musika, Herz!" sagte sie.

Michael war es durchaus nicht angenehm. Er begrüßte die Herren nur feierlich.

„Lassen Sie sich ja nicht stören," sagte er gemessen.

Aber Alice war heiter und frei.

„Wir spielen die Sonate noch einmal," rief sie lebhaft in den Kreis, unterdessen sie wieder auf dem Klaviersessel Platz genommen.

„Liebchen," sagte er — „wie geht's Mama?"

„Oh, viel besser wieder," sagte sie leicht. „Mutter hat eben eine Weile zugehört da drinnen. Aber sie ist noch zu erregbar — darum ist sie bald in ihre Zimmer gegangen."

„Und Papa?" sagte Michael sanftmütig.

„Papa ist in großer Arbeit, aber sonst geht es ihm sehr gut. Willst du ihn nicht begrüßen?"

„Ja Gott," sagte Michael. Aber weil Alice keine Anstalten machte, mit ihm zu kommen, blieb er unschlüssig. Er sagte nichts Rechtes.

„Wenn das gnädige Fräulein auf die Musik kommt, kann man nichts weiter wollen, als zuhören," sagte Michael dann mit gewisser Resignation.

„Das ist aber auch wahr. Oh! wir wollen Michael lieber ein Lied spielen, das er gern hat," ordnete Alice an.

„Sie spielen es auf der Geige! Rappaport!" Alice hatte einige Notenblätter hingelegt.

„Ach nein, Gnädigste, das müssen Sie singen," sagte Rappaport, nachdem er einen Blick in die Blätter getan.

„Werde ich es denn aber auch gut machen? Heute? Liebes Herz? Es soll eine Ueberraschung sein," sagte sie . . . „Du mußt ganz geduldig zuhören . . . Mischka . . . nicht?"

Und sie sang dann eine kleine Elegie, die Graf Michael früher gedichtet, und die sie während seiner Abwesenheit in Wronka komponiert hatte.

Graf Michael hatte Platz genommen und saß ganz verloren. Zuerst hörte er die Worte — ohne recht sich zu erinnern. Dann bekam sein Gesicht einen ganz verlegenen Ausdruck, als er sich zu besinnen angefangen. Und weil ihm auch aus früherer Zeit Bilder ferne aufwachten. Es war ein Vers voll Lebensgram. Alice sang ihn, als wenn sie der Gram ganz erfüllte. Michael war ganz ergriffen, und dann hob ihn und trug ihn sein Gefühl. Als Alice geendet, ging er zu ihr, die sich auf dem Klavierseſſel sofort zu ihm zurückgewandt hatte.

„So ein Ausdruck! So ein Gram, Kind! Du singst es . . . nein . . . und wie du nur gerade . . . ganz herrlich . . . ich begreife gar nicht, daß eigene Worte so klingen . . ."

„Herrliche Worte zum Komponieren," sagte Rappaport.

Und der Graf wurde nun sehr leutselig, unterdessen er Alice auf die Stirn geküßt und das blaue, glänzende Aderwerk mit dem Finger zärtlich neckend berührt hatte.

„Ich möchte es wohl noch einmal hören," sagte er.

Man sang es noch einmal. Dann spielte man noch einige kürzere Bachsche Weisen, denen Michael eine Weile jetzt mit ganzer Versunkenheit zuhörte.

Aber Alice dachte an gar nichts anderes. Auch dann nicht, als sie gespielt oder gehört hatte.

Zum Schluß hing Alice an Michaels Arm, als sie mit den Musikern noch in die Partituren sah und mit freiem Eindringen in Einzelheiten mit dem Professor Alberti einige rätselhafte Harmonien genau ansah und anschlug.

Michael war doch am Ende enttäuscht. Er hatte mit Alice vertraulich reden wollen. Und man hatte immerfort nur weiter Musik gemacht. Er hatte ihr in die Augen sehen und ihr von den Einrichtungen im neuen Schlosse erzählen wollen — und man hatte über Töne geredet. Man hatte in Partituren, und Alices Augen hatten fortwährend

in die Augen der anderen hineingesehen, gütig und frei. Als ob er gar nicht gekommen. Als ob er gar nicht weg gewesen. Als ob er gar nur einer unter vielen wäre.

Dazu war auch der Minister an dem Tage einsilbig geblieben. Auch er saß unter den Künstlern mit einer unbestimmten Empfindung, nicht ganz und gar dazu zu gehören. Und die flüchtigen Versuche, die er bei Tafel gemacht, Michael über alles, was er unterwegs erlebt hatte, auszufragen, waren in Alices Lebhaftigkeit und Versunkenheit in das frohe Spiel der Kunst untergegangen. Sie war auf eine Gavotte zurückgekommen, die sie dann auch andeutete. Und sie neckte Michael nur daneben.

„Sei nicht böse, Geliebter, wenn ich einmal davon koste," sagte sie launig, „dann kann ich kaum wieder davon."

Michael war durch und durch höflich.

„Kind, ich freue mich ja."

„O nein, du freust dich gar nicht?" sagte Alice lachend, „und ich kann es dir ja auch gar nicht verdenken. Nämlich Graf Michael ging mir ein Schloß einrichten," sagte das schöne, launige, stolze Mädchen, „und blieb weg, daß ich fast verzweifelte. Und nun hätte er wohl verdient, daß ich ihn allein empfinge. Aber ich habe doch auch noch andere Freunde," neckte sie Michael und sah Rappaport heiter an und lachte zu Michael ohne Arg.

Der Abend blieb einfach eine Enttäuschung für Michael. Eine Qual schließlich. Nichts Rechtes konnte gefunden werden, was Michaels Zurückhaltung schließlich verscheuchte.

Er war an dem Abend sehr formell.

Im Wagen empfand er fast einen Groll. Es däuchte ihn, als ob er gar nicht bis zu Alice durchgedrungen. Er war verdrossen. Er kroch in seinen Pelz und sank in sich ein. Es war Zeit, daß er heimkam, daß er einmal vor allem eine Nacht schliefe.

Aber er fuhr dann doch in den Klub und saß mit einigen Kavalieren beim Glase, ohne selbst zu trinken. Er sprach nichts. Er hörte nur zu. Es waren einige Politiker seiner Partei da, die die Lage erörterten.

* *
*

Sogar der alte Adelsmarschall mit Ordenssternen und in überreicher, prächtiger Uniform fuhr bei der Fürstin vor und trat mit gewinnender Zurückhaltung in den Ballsaal. Es war alles in prunkender Lichtfülle. Die Spiegel an den Pfeilern strahlten eine wogende Buntheit heiterer Köpfe mit Diademen und blitzenden Steinen, strahlten Licht von den hellen Frauenbüsten, und Laune aus unzähligen, aufmerksam prüfenden oder lachenden Augen.

Der Adelsmarschall war gleich an der Tür von dem Fürsten empfangen worden, und Michael und Alice küßten dem ehrwürdigen Manne die Hand, als er ihnen bei einer Wendung in die inneren Räume entgegentrat. Der alte Graf war in diesen

Monaten auch ein ganz anderer geworden. Zum ersten Male, daß er wieder an Geselligkeit teilnahm. Er hatte eine solche zufriedene Miene, daß man gar nicht fragen brauchte, wie er sich fühlte. Alice stand noch mit Michael in seiner Nähe, als er sich nach der Fürstin umsah, nachdem er Alices junge, freie Stirn liebevoll mit seinen vollen Lippen berührt hatte.

„Papa ist so außermaßen freundlich," sagte Alice zu Michael.

Dann trat der alte, mächtige Adelsmarschall zur Fürstin und war es zufrieden, von allen Seiten zu hören und zu sehen, wie die glänzende Welt an seinem Glücke teilnahm.

Man rühmte Alice, man rühmte Michael. Alice war einfach an diesem Abend der vergötterte Liebling. Die Prinzen des Hofes ließen es sich nicht nehmen, um die Ehre zu bitten. Sie tanzte hinreißend. Sie tanzte, wie wenn sie einen Gottesdienst triebe. Sie tanzte mit einer Hingabe gar nicht an Einen, der mit ihr dahinschwebte. Sie tanzte gewissermaßen, wie einen Altar der Liebe und Schönheit umschwebend — so ein Ewiges feiernd, worum die Bewegungen des Leibes sich als Anbetung und als Sehnsucht dargaben.

Michael sah es mit Stolz. Er mußte Alice, seine junge Braut, wie eine weiße Blüte im Winde viele Male mit sie weiterführenden Kavalieren hintreiben und forteilen sehen.

Graf Michael tanzte fast gar nicht.

Er hatte es immer ein wenig lächerlich gefunden und von oben angesehen, wie auch Wein und Frauen. Er hatte es nicht recht zu was gebracht darin, schon weil in seinen Kinderspielen niemand an Tanzen zu Hause gedacht hatte. Auch der alte Adelsmarschall hatte einst all den unnützen Künsten nichts abgewonnen. Die Gouverneure hatten zu ernsteren Dingen erziehen müssen. Nun stand auch der alte Herr von ferne, und sah Alice fast mit Neid.

Michael unterhielt sich ein paarmal mit der Fürstin, die ebenso, wie der alte Herr, Alice noch nie in solchem Zauber von Bewegung und stillem Geistesspiel gesehen hatte. Es war offenkundig, daß alle heimlich oder offen von diesem Zauber befangen waren, den das hohe, dunkle Mädchen kühn und siegreich in die Gesellschaft von Hunderten hineingetragen, die Augen und Seelen neugierig und teilnahmsvoll hin und her bewegend in zärtlicher Hingegebenheit oder manche in heimlich aufwallenden Begehrungen.

Einige junge Männer sahen Michael mit drolligem Bedauern nur von ferne stehen.

Aber man kann nicht denken, welche Grazie Alice entfalten konnte, um zu Michael als zu ihrem erwählten Liebling jedesmal dann zurückzukehren. Er, der in einiger Blässe und Versorgtheit schon dastehen und sie mit Zufriedenheit immer wieder empfangen konnte. Aber eine Sorge um ihr Leben gab es nicht, nun gar um die Gesundheit. Michael war immer neu ihrer sicher, und immer neu entschwebte sie, nur mit zärtlichem Grüßen ihrer Augen noch zu ihm zurückgewandt, der gewissermaßen am Ufer zurückstand, während sie auf das Meer der schönen Harmonien wieder hinaus sich tragen ließ, auch mit zärtlichem Lachen, mit der ganzen Glut ihrer Lichter, wenn sie an ihm vorbeischwebte, wie eine Windsbraut von Melodien und wiegenden Hymnen geführt.

Michael hatte dann an dem Abend längere Zeit schon bei dem alten Adelsmarschall gestanden, hatte en passant mancherlei für die Hochzeit und die Einrichtungen des Hausstandes, hatte einige neue Pläne zur Ausnutzung der fern gelegenen Herrschaft, auch den Plan einer eigenen Waldeisenbahn aus den mächtigen, ziemlich ungenutzten Wäldern beredet. Er war dann mit der Fürstin eine lange Weile in einen Salon getreten, in dem die Helligkeit des Saales in das mattere Licht der roten Damastwände sich verlor. Er hatte plötzlich, da der Tanz mit dem Prinzen sich in die Länge zog — wie eine Anwandlung, daß Alice ihn nur jetzt ruhig suchen möge, wenn sie zu ihm zurückkehren wolle. Eine Lächerlichkeit, die aus der Abneigung aufstieg, die Michael am Ende immer gegen solche offizielle Wirbel von Tanz und Licht, Seiden und Spitzen und Steinen empfunden hatte. Jetzt gleichsam wie wohlig umfangen von einem stillen, einsameren Raume.

Er hatte sich deshalb auch sogleich, als die Fürstin verschwunden war, auf ein Sofa geworfen, und saß eine Minute wie aufatmend, weil die ganze Lärmwelt um ihn ebbte.

Da hörte er aus dem ihm unsichtbaren Nebenraume einige Mannesstimmen sich erzählen und raunen. Sie sprachen nicht behutsam. Es klang wie Gespött und neckender Gegenspruch voll Behagens.

„Michael ist verrückt," sagte eine Stimme. „Ein Mädchen, wie die, so frei und gesund und eigentlich nüchtern —"

„Prachtvoller Mensch," sagte die andere Stimme.

„Er kann ja überhaupt nichts festhalten, der gute Junge," sagte der Gegner. „Im besten Falle ist alles eine Laune."

„Genie und Laune —."

„Genie unbedingt," sagte die andere Stimme. „Genialer Kerl, wenn ich dessen Gaben hätte!"

„Ein Mensch, der nie glücklich werden kann und jeden anderen einfach unglücklich macht."

„Weiß Gott! das Mädchen ist eine strahlende Freude," sagte eine andere Stimme dagegen.

Michael war sofort aufgestanden und hineingetreten, wie arglos.

„Nun, um was handelt ihr so zärtlich und verschwiegen?" sagte er komisch lächelnd und ein wenig eingeschüchtert.

Die Freunde waren einigermaßen verlegen.

„Wenn man vom Fuchs spricht, erscheint er," sagte der eine, ein junger Offizier.

„So! — von mir?" sagte Michael. „Gutes oder Schlimmes?"

„Was läßt sich von dir Gutes reden?" sagte der Offizier harmlos.

„Nun, höchstens, daß du —," wollte der zweite, junge Mann in Staatsuniform vollenden. „Einen wunderbaren Menschen an deiner Seite hast," ergänzte Michael mit harmvoller Güte im Blick. „Das muß mir selbst der Neid lassen!"

„Ja, das wollte ich in der Tat sagen."

„Nun, siehst du, wie ich euch kenne," sagte Michael mit blitzendem Auge, aber sanft.

Aber Alice kam mit der Fürstin — eilig — achtlos, und, wie wenn sie nicht da wären, gar nicht auf die anderen blickend. Sie hatte eine solche Unruhe in Blick und Gebärde und fast Hast, daß Michael sie ganz stolz ansah.

„Da — bin ich, Kind —," sagte er, „du suchtest mich wohl?"

„Weißt du, Michael," sagte Alice — „ist es dir nicht doch unangenehm, daß ich dich nur immer stehen lassen muß?"

„Wir haben es ihm schon vorgehalten, Gnädigste," sagte einer der beiden.

„Oh," sagte sie, „nein, nein, da ist nichts vorzuhalten! Es ist eine rechte Marotte von mir, daß ich so tanze. Es ist eine törichte Leidenschaft," sagte sie wie unzufrieden.

„Graf Michael macht es klüger, wie ich," sagte sie ausdrücklich, „er hat auch anderes und Wichtigeres zu tun. Und für mich ist es durchaus nicht gut. Wenn ich morgen ans Klavier komme, bin ich wie tot."

Alice bat, man möge heimkehren. Sie hatte an Michaels Mienen seinen Gram erkannt und drängte ihren Vater. Die Prinzen hatten den Saal schon verlassen. Nun konnte man sich auch verabschieden. So ging man.

Alice saß mit Michael und dem Vater stumm im Wagen und hielt nur seine Hand in der ihren. Michael empfand ihre Güte und war sehr beglückt.

Daheim saß Michael noch lange und sah fortwährend den Kopf Alices vorbeischweben und hörte die Walzermelodien, wie ferne Rhythmen ohne Klang unausstehlich im Ohre leben. — Aber Alice sah ihm in die Augen — ihre stille Flamme zog zu ihm, sie sah nur ihn, däuchte es Michael wieder und wieder. Da legte er sich und schlief in sanften Träumen.

Aber Alice schrieb daheim noch lange.

„Das viele Tanzen, Geliebter, hat keinen Sinn. Wenn du nicht tanz'st, macht es mir auch keinen Spaß mehr. Ich finde mich fast rücksichtslos, jetzt, wie ich bin. Das ist mir mitten in der Bewegung eingekommen. Ich habe plötzlich alle Lust daran verloren. Ich sitze noch auf. — Es ist die tiefste Nachtruhe. — Ich sehe dich immerfort vor mir. — Du mußtest unzufrieden sein mit mir. Weißt du, daß du etwas im Auge hast, das man immer lieben muß — und was nur Kinder und Unglückliche haben."

„Ich liebe dich, mein Geliebter."

Darunter schrieb sie: „Morgen muß dich dein Diener zeitig wecken, dann wirst du diese Zeilen lesen, ich werde dir im Geist einen Kuß auf die Stirne drücken und dann mußt du schlafen, wie doppelt gewiegt. Eia popeia, schlaf, liebes Kind!"

Nachdem sie gesiegelt und verschlossen und es dem Diener zu zeitiger Bestellung noch eingehändigt, schlief sie selbst mit sanfter Frohheit in den Zügen in tiefste Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Freidenkertum in Deutschland.

Von Henri Lichtenberger.

Im direkten Gegensatz zum Christentum entwickelte sich in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein starker und kampflustiger Materialismus, voll Vertrauen auf die Unumstößlichkeit seiner Lehren. Er zählt noch heute Millionen von Anhängern.

Er beginnt in den Jahren von 1830 bis 1870 mit dem antichristlichen Sensualismus des jungen Deutschland und den Aposteln der Rehabilitation des Fleisches, dem theologischen Radikalismus von Strauß und Baur, dem politischen und philosophischen von Ruge und den Gebrüdern Bauer, dem Naturalismus Feuerbachs. Er beherrscht das deutsche Denken in den fünfziger und sechziger Jahren: Karl Vogt und Moleschott, Büchner und Czolbe einerseits, Marx und Engels andererseits sind seine Führer. Seinen besonderen Akzent erhält er im Bereich der Naturwissenschaften durch Darwins Entwicklungslehre, während auf politischem Gebiet der Sozialismus und der marxistische Materialismus in den großen Massen zahllose Anhänger finden.

Nach 1870 begann der Kampf gegen ihn auf Grund der Kantschen Erkenntnislehre, später auch von seiten der Neuromantiker, und es büßte der Materialismus bei der geistigen Elite viel von seinem Kredit ein. Trotzdem zeigt der ungeheure Erfolg der Haeckelschen Schriften, die in riesigen Auflagen erschienen, deutlich genug, daß er bei einem sehr bedeutenden Bruchteil des gebildeten Publikums noch nichts von seiner Wirkung verloren hat. Auch seine Anziehungskraft auf die sozialistischen Massen scheint ungemindert. Das Erfurter Programm hat die Religion freilich als „Privatsache" erklärt; die Sozialistenkongresse haben mehr als einmal Strebungen abgelehnt, welche die Partei aus dieser Neutralität herausdrängen und sie zwingen wollten, in religiösen Fragen eine Kampfstellung einzunehmen. Aber wenn die Partei sich auch aus taktischen Gründen geweigert hat, den Atheismus in ihr Programm aufzunehmen, um ihren Einfluß auf gewisse Bevölkerungsschichten nicht zu verlieren, so steht die große Masse ihrer Anhänger doch auf dem Standpunkt des marxistischen Materialismus. Der Sozialismus befindet sich schon durch die philosophische Grundlage seines Programms im radikalen Gegensatz zum religiösen Gedanken, und das Gros seiner Anhänger — daran zweifelt kein Mensch — glaubt mit Bebel, daß Christentum und Sozialismus sich wie Wasser und Feuer verhalten. Auch die neuerdings gemachten Versuche, zu beweisen, daß der Sozialismus nicht notwendig auf dem ökonomischen Materialismus von Marx beruhen muß, sondern sich ebensogut aus der Lehre Kants heraus rechtfertigen lasse, haben die Situation allem Anschein nach nicht verändert.

Wir haben also zu prüfen, was diese Verbreitung des Materialismus zu bedeuten hat.

Sein Erfolg beruht zunächst darauf, daß er als die philosophische Lehre gilt, welche die Resultate der Naturwissenschaften miteinander verknüpft. Er erweckt Vertrauen, weil seine Vertreter — wie Karl Vogt und Haeckel — zugleich bekannte Naturforscher sind. Sie haben ein Recht, im Namen der Wissenschaft zu sprechen, und genießen als Philosophen ihre legitime Gelehrtenautorität. Schon oft ist angesichts der erstaunlichen Fortschritte der Wissenschaft und Technik im Laufe des Jahrhunderts die Ueberzeugung aufgetreten, daß die Wissenschaft die Welträtsel zu entziffern, daß sie Normen für das menschliche Handeln aufzustellen und die Menschheit zum Glück zu führen vermöge. So wurde der Materialismus von einer Reihe von Gelehrten als die wissenschaftliche Philosophie par excellence hingestellt und von der Masse des Volkes als solche hingenommen; er ist durch das ungeheure Ansehen groß geworden, das die positiven Wissenschaften heutzutage genießen. Wie der Materialismus Demokrits, Epikurs und Lukrezens, wie der

Lamettries und Holbachs, entsprang auch der deutsche Materialismus aus der Bewunderung für die großen wissenschaftlichen Entdeckungen des Zeitalters und aus dem Glauben, daß man eine metaphysische Welterklärung auf rein wissenschaftlicher Basis begründen könne.

Er ist ferner entstanden aus der allgemeinen realistischen Tendenz, die einer der Hauptcharakterzüge des Zeitalters ist und die ihrerseits wieder in der Ausbreitung des kapitalistischen Unternehmergeistes wurzelt. Ebenso wie Deutschland im Laufe des Jahrhunderts immer zielbewußter zur Eroberung der ökonomischen und politischen Macht schreitet, ebenso wie das Bürgertum anstatt nach Kultur und Freiheit immer energischer nach Wohlstand trachtet, ebenso wie die Kunst sich vom romantischen Subjektivismus ab und dem modernen Naturalismus zuwendet, ebenso gewinnt auch auf philosophischem Gebiet die äußere, materielle Realität den Vorrang vor der Idee. Der moderne kapitalistische Unternehmer wird dauernd durch seine Gewinnberechnung in Anspruch genommen, von der zunehmenden Hast des Lebenstempos ergriffen; er gewöhnt sich daran, das Dasein als ein unaufhörliches, unbegrenztes Trachten nach Reichtum anzusehen; er erblickt schließlich in der zähen Arbeit, im business, einen Selbstzweck und bildet sich eine rein utilitarische Moral, die in allen Dingen nur auf den unmittelbaren, greifbaren, groben Erfolg sieht und nur die Eigenschaften achtet, die zu ihm führen. Auf philosophischem Gebiet wird er sich infolgedessen zum Materialismus hingezogen fühlen, der die letzte Realität nicht in einem geistigen Prinzip, sondern im wirklichen, faßbaren Stoffe sieht. Ebenso wird er dem Evolutionismus beipflichten, der den Kampf ums Dasein, dieses oberste Gesetz in der Unternehmerwelt, zum Weltgesetz erhebt.

Und am andern Ende der sozialen Stufenleiter steht der Proletarier, der schwer und unablässig frondet, um das tägliche Brot zu verdienen, der sein Wohlbefinden, ja selbst sein Dasein jeden Augenblick durch Mächte bedroht sieht, über die er nichts vermag, der im Elend oder doch wenigstens in Armut dahinlebt und die ungeheuren materiellen Hilfsquellen des Stadtlebens vor Augen und in unmittelbarer Reichweite hat. Auch er denkt wie der Unternehmer und sucht sich von der Welt eine rein materialistische Vorstellung zu bilden. Dem aristokratischen Materialismus der Brotherrn entspricht der nivellierende und horizontlose Materialismus der sozialistischen Masse.

Bei gewissen Geistern findet sich noch eine besondere Ursache, die der Verbreitung des Materialismus günstig war. Es ist dies eine Art von Pessimismus, der sich infolge der zunehmenden Gewissenhaftigkeit entwickelte. Die Menschheit fand bisher ihren Trost in dem religiösen Gedanken, in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, in der Hoffnung auf eine himmlische Gerechtigkeit, die die Ungerechtigkeiten des Lebens und des Schicksals wieder ausgleicht, in dem Glauben an einen allerbarmenden, gütigen Gott, der über seine Kinder wacht und mit ihrem Leiden Mitleid hat. Nun aber hat die Moderne in dem Maße, wie sie ihrer Vernunft vertrauen lernte, auch den Herzensbedürfnissen mehr mißtrauen gelernt. Nicht nur, daß die tröstlichen Aussichten, die das Christentum eröffnete, ihr *an sich* nicht mehr wahrscheinlich dünkten: es hat sich auch eine Art asketischer Redlichkeit herausgebildet, die ihr alles Jenseitshoffen verbot und sie die Theorien annehmen ließ, welche jenen, nunmehr illusorisch erscheinenden Hoffnungen am härtesten widersprachen. Ein Materialist wie Czolbe z. B. war tief überzeugt, daß die Ewigkeitshoffnungen nur von schwachen Seelen genährt werden, daß die moralische und wissenschaftliche Rechtschaffenheit dem heutigen Menschen gebieten, ein für allemal zu verzichten, dem Leben ins Antlitz zu schauen und seine Wünsche auf das Erdendasein zu beschränken. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint der Materialismus als ein Streben nach intellektueller Rechtschaffenheit, als fester Wille, nicht länger das Opfer von Illusionen zu sein, in denen sich die Menschheit seit vielen Jahrhunderten gewiegt hat.

Und schließlich ist der Materialismus auch die Antwort des modernen Geistes auf die

Angriffe der Verfechter des Glaubens. Spricht doch der Katholizismus das Anathema über das „falsche Wissen“ und erstickt gewaltsam alle rationellen Strebungen im Schoße der Kirche, um die menschliche Vernunft gänzlich unter das Joch der Autorität zu beugen. Nicht weniger mißtrauisch betrachtet der orthodoxe und pietistische Protestantismus die freie Wissenschaft. Die Vertreter der Religion haben offenkundig bewiesen, daß sie die Vernunft als verdächtig oder als feindlich ansehen. Und sobald sie es vermochten, haben sie nicht gezaudert, sie zu bekämpfen, nicht allein mit geistigen Waffen, sondern auch mit Gewalt; sie haben die Staatsgewalt angespornt, diese Ketzerei zu unterdrücken. Die Verfolgungen, denen Männer wie Fichte und Strauß, Büchner und Moleschott ausgesetzt waren, die zahllosen Schikanen, unter denen die Universitäten zu leiden hatten, sowohl in der Restaurationszeit wie unter Friedrich Wilhelm IV. und in der nach 1848 folgenden Reaktionsepoche, die ablehnende Stellung des orthodoxen Pietismus gegenüber manchen deutschen Geistesgrößen haben bei vielen eine tiefgehende Erregung hervorgerufen und die Ueberzeugung verbreitet, daß zwischen Glauben und Wissen ein notwendiger und normaler Gegensatz bestände.

Noch größeren Haß erregte die Kirche, weil sie oft als Verbündete der Monarchie gegen die Revolution, als Feindin der demokratischen Bewegung und als die große konservative Macht erschien, die das Volk durch ihre trügerischen Versprechungen im Gehorsam erhält, es unter die Autorität und Tradition beugt, ihm feiges Sichfügen in sein Elend predigt und es von dem energischen Pochen auf seinen Glücksanspruch abhält. So erschien der Materialismus vielen als die radikalste Form des Antiklerikalismus, als ehrliche und entschlossene Kriegserklärung gegen die Gewissensbedrückung, die Kirche und Religion auszuüben trachten. — Womit ich indes nicht gesagt haben will, daß der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen wirklich notwendig sei, noch daß die Kirche unter allen Umständen eine tyrannische und reaktionäre Macht sein müsse. Ich konstatiere nur, daß sie sich geschichtlich oft intolerant, als Bedrückerin und Verbündete der weltlichen Mächte gezeigt hat. Der Materialismus ist sozusagen die klassische Form der antiklerikalen und antireligiösen Reaktion, die dieses Auftreten der Kirche hervorrief.

Uebrigens scheint der Materialismus in Deutschland neuerdings — wenigstens bei der geistigen Elite — einen Teil seines Ansehens verloren zu haben. Seine Glanzzeit ist die Reaktionsepoche, die den Umwälzungen von 1848 folgte. Es ist die Zeit, wo Karl Vogt den „Köhlerglauben“ seines Kollegen Rudolf Wagner verspottete, weil dieser das Vorhandensein einer Lebenskraft und einer Seelensubstanz zu beweisen suchte. Die Vorkämpfer des Materialismus zeigten sich ihren philosophischen und wissenschaftlichen Gegnern so überlegen, daß die Regierung, um sie zum Schweigen zu bringen, Moleschott und Büchner von ihren Lehrämtern absetzte. Das Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“ (1859) scheint der spiritualistischen These den Gnadenstoß zu geben. Und D. F. Strauß zerreißt in seinem „Alten und neuen Glauben“ (1872) die letzten Bande, die ihn an das Christentum knüpfen, und erklärt feierlich seinen Uebertritt zur Entwicklungslehre und zum materialistischen Monismus.

Aber in dem Augenblick, wo Straußens Buch erscheint, hat bereits die Reaktion eingesetzt. Die „Rückkehr zu Kant“ bereitet sich vor: eine wirklich wissenschaftliche Bewußtseinskritik von hoher philosophischer Bedeutung beginnt. Und im Licht dieser Kritik erscheint der Materialismus alsbald als ein ebenso unbewiesenes und unbeweisbares metaphysisches Dogma, wie jedes idealistische System, als eine gewagte Hypothese über Probleme, denen gegenüber die menschliche Vernunft sich auf ein ewiges Ignorabimus beschränken muß. Der Materialismus kann also seinen Anspruch, die wissenschaftliche Philosophie par excellence zu sein, nicht aufrechterhalten. Es gibt heute nicht einen ernsten Denker, der nicht alle Resultate der positiven Wissenschaften ehrlich bejahte und sich nicht bemühte, eine möglichst

befriedigende Erklärung für sie zu suchen. Die Materialisten haben also keinerlei Recht, in dieser Hinsicht ein Monopol zu beanspruchen. Worauf es ankommt, das ist die Erklärung, welche den Tatsachen am meisten gerecht wird. Die der Materialisten aber hat für die Neukantianer einen großen Fehler: sie ignoriert die positiven und gewissen Ergebnisse der Bewußtseinskritik. Sie muß also als unzulänglich abgelehnt werden. Der Materialist ist ein philosophischer Dilettant, der sich auf ein ihm fremdes Gebiet wagt, auf dem er sich arg verirrt.

Wird der Materialismus einerseits von den Fachphilosophen im Namen der kritischen Prinzipien bekämpft, so wird er andererseits von den Vertretern der Neuromantik geächtet. „Der alte und der neue Glaube" von Strauß wird in dem grausamen Pamphlet Nietzsches gegen die „Bildungsphilister" und den „sokratischen" Rationalismus der Gegenwart mit einem Peitschenhieb begrüßt. Einst hatte der Materialismus durch seinen Radikalismus bestochen. Nun wird er überholt und beiseite geschoben von einem neuen, noch viel unentwegteren Radikalismus, der pessimistisch ist bis zum Nihilismus, skeptisch aus intellektuellem Gewissen, immoralistisch und antichristlich durch höchste Verfeinerung der moralischen Rechtschaffenheit. Er hatte sich früher Anhänger erworben dank seiner demokratischen Tendenzen, weil er die Sache des Volkes in die Hand nahm und von der Heraufkunft eines Gesellschaftszustandes träumte, der das Glück und Wohlbehagen aller herbeiführen sollte. Heute ist er als utopisch und naiv optimistisch verschrien. Man verspottet seinen Glauben an die Allmacht der Wissenschaft und leugnet, daß diese je imstande sein wird, das Paradies auf Erden zu gründen. Die Materialisten werden der geistigen Mittelmäßigkeit oder moralischen Unredlichkeit verdächtigt, weil sie — wie Nietzsche meint — nicht einsehen wollen, daß die Sklaverei und das Elend der großen Masse die schmähliche und traurige Kehrseite aller Kultur sind, weil sie das Scheitern ihrer schönen Versprechungen dadurch zu verbergen suchen, daß sie die Würde der Arbeit rühmen und erklären, es sei edler, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu erwerben als müßig zu leben. So wird der Materialismus von den offiziellen Vertretern der Philosophie als unwissenschaftlich abgelehnt, während die fortschrittlichen Geister ihn als ängstlich und philisterhaft brandmarken.

Trotzdem hat er noch lange nicht ausgespielt. In den sozialistischen Massen wirkt er fort und insofern bleibt er ein mächtiger Faktor im deutschen Geistesleben. Von Zeit zu Zeit verjüngt er sich auch in neuer Gestalt. Und der Riesenerfolg der Schriften Haeckels ist ein deutlicher Beweis, daß er seine Macht über eine sehr große Zahl von Geistern noch nicht verloren hat. Freilich darf man nicht vergessen, daß dieser buchhändlerische Erfolg kein philosophischer Achtungserfolg war! So sympathisch und geachtet Haeckels Persönlichkeit ist, so streng hat sich die wissenschaftliche Kritik gegen die Schriften des großen Verbreiters materialistischer Lehren ausgesprochen. Man hat ihn als „philosophische Null" behandelt und spricht von seinen „Welträtseln" wie von jenen Sensationsromanen, deren äußeren Erfolg man vermerkt, um ihn der philosophischen Unbildung des Lesepublikums auf Rechnung zu setzen. So kann man denn wohl sagen, daß der Materialismus heute noch die Massen besticht, daß er auf den deutschen Geist aber keinen Einfluß mehr hat. Ja der Widerstand der Elite gegen den Materialismus ist in Deutschland sogar viel heftiger als in Frankreich. Der deutsche Geist hat wenig Achtung vor einer Weltanschauung, die ihm altmodisch und wenig wissenschaftlich erscheint, und deren anspruchsvolle Mittelmäßigkeit höchstens für die große Masse der Unwissenden oder Halbgebildeten taugt, die sich die Orakelsprüche einer zweifelhaften Weisheit unbedenklich zu eigen macht.

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Interpretation.

In Nr. 17 des „Morgen" vom 4. Oktober 1907 brachte die Schriftleitung eine Notiz, in der dem Grafen Cuno von Moltke Beziehungen zu einem notorischen Erpresser nachgesagt wurden. Die Nachrede war übel und war falsch. In Nr. 19 vom 18. Oktober wurde sie, wiederum von der Schriftleitung, zurückgenommen und die Sache schien erledigt. Sie wars nicht. Inzwischen hatte das famose Offizialverfahren gegen Harden begonnen, eins das im deutschen Rechtsleben des letzten Dezenniums seinesgleichen nicht hat. Die mittelalterlichen Institutionen der Reinigungs-(Leugnungs)eide und Confabulati wurden hervorgeholt, und die ganze Aktion ward in einer von politischen und rechtlichen Normwidrigkeiten schwangeren Atmosphäre zum erwünschten Ziele geführt. Ein lediglich durch fremde Hülfe erfochtener Sieg darf den Sieger stolz machen, und meine (von der Presse totgeschwiegenen) Artikel waren unbequem. Ein Glück, daß der „Morgen" wenigstens an einer Stelle verwundbar schien; die Möglichkeit, von da aus eine Ingerenz auf das im andern Theil Werdende zu versuchen, konnte selbst einen besseren Strategen locken. Man entdeckte plötzlich, daß die in Nr. 19 gebrachte, allen Forderungen des Preßgesetzes entsprechende Berichtigung der Schriftleitung nicht genügte, und verlangte den Ausdruck des Bedauerns. Dem Verlangen wurde entsprochen, und wiederum konnte die leidige Sache erledigt sein. Sie wars wieder nicht. Dieselbe Presse, die mit keinem Wort meine Artikel erwähnte, druckte die Erklärung ab und begleitete sie mit unehrlichen Commentaren. „Man zieht sich von Harden zurück" („Die Post"). „Und fallen seh ich Blatt auf Blatt" („Deutsche Zeitung"). „Ein schmachvoller Rückzug" („Deutsche Tageszeitung"). „So muß von Hardens eifrigsten Anhängern einer nach dem andern den Rückzug antreten" („Nationalzeitung"; „Deutsche Nachrichten"). „Auch der Morgen spricht jetzt sein Pater peccavi" („Deutsche Zeitung"). Und so weiter. Der Zweck der Uebung ist, bei der angestammten Intelligenz den Glauben zu erwecken, auch der „Morgen" hätte sich zum Verrath an der guten Sache Hardens verstanden. Damit, meine geehrten Herrn, ists nichts. Mir fehlt jede Möglichkeit, auf die Schriftleitung, der Schriftleitung jede, auf die politische Haltung des „Morgen" einzuwirken. So wars, so ists, so bleibts. Und der lächerliche Versuch, die Axel Petersen-Geschichte mit der politischen Polizeiaktion gegen Harden zu verknüpfen, wird die, meiner innersten Ueberzeugung nach, saubere Sache Hardens bei keinem Urtheilsfähigen zu diskreditiren vermögen, nie die Stellung des „Morgen" auch nur um Haaresbreite vom Wege des für Recht Erkannten drängen.

Karl Schnitzler.

Eine Anfrage.

Die Anfrage, die ich hier zu stellen gedenke, hat eine für mich unerfreuliche Vorgeschichte, über die ich aber mit einigen Worten werde sprechen müssen. Dazu werde ich das Persönliche nicht ganz umgehen können.

Der wesentliche Inhalt dieser Anfrage ist nämlich schon einmal in der Presse erschienen. Als Vertreter eines westdeutschen Blattes — ich nenne den Namen nicht, weil er im Zusammenhange gleichgültig ist und ich mit der Redaktion dieses Blattes den Wunsch hege, daß sein Name aus der Erörterung der Angelegenheit möglichst gründ-

lich verschwinde — als der Vertreter dieses Blattes hatte ich ihm diese Anfrage zur Veröffentlichung übergeben. In der falschen Annahme, die Anfrage sei in diesem Blatte veröffentlicht, gab ich sie, einem Redaktionsgebrauche folgend, mit dem Zitat des Blattes an Berliner Blätter weiter. In einem dieser erschien sie mit dem Zitat und nur als Zitat. Sie ist also gleichsam ungestellt geblieben. Trotzdem wurde sie in der Presse des In- und Auslandes ziemlich beachtet. Daran lag mir freilich weniger: Sie sollte von dem, an den sie gestellt war, beachtet werden. Das ist indes, obwohl ich öffentlich die Verantwortung für sie übernahm, trotz ihrer Resonanz in der Presse bisher nicht geschehen.

Ich muß sie infolgedessen wiederholen: Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld hat bekanntlich beschworen, er habe sich nicht mit Politik befaßt, seit er aus seinem Amte ausgeschieden ist. Politik ist nun ein ziemlich vieldeutiger Begriff und es fragt sich, was der Fürst bei seinem Eide darunter verstand. Offenbar nicht dasselbe, was die weniger sublim ästhetische misera contribuens darunter versteht. Da nun für das Politische allein wichtig, aber dafür auch sehr wichtig ist, ob der Fürst nach gemeinhin üblicher Auffassung Politik getrieben, möchte ich dies gern eruieren.

Es soll nämlich (soll? item, sagen wir: soll) nämlich ein Brief vom Grafen Groeben an den Fürsten Eulenburg geschrieben worden sein, in der ersten Hälfte des Jahres 1906 (damals, erinnere dich, Leser, brach der Reichskanzler im Reichstage zusammen, wurde zur Einwirkung auf die Geschäfte also unfähig), des Inhalts, jetzt sei es an der Zeit, unter Beseitigung des Herrn v. Holstein, des mächtigsten Geheimrats im Auswärtigen Amt, eine wünschenswerte Aenderung in der Marokkopolitik herbeizuführen. Da sich nun aus der Tatsache eines solchen Briefes eine recht lange und hochinteressante Gedankenkette ableiten würde, frage ich hiermit öffentlich beim Fürsten Philipp zu Eulenburg an, ob ein Brief solchen oder ähnlichen Inhalts an ihn geschrieben wurde; wenn ja, ob der Fürst diesem Briefe irgendeine Folge gegeben hat.

Ich bin nicht der einzige, der über des Fürsten Eulenburg Auffassung von Politik nachsinnt. In diplomatischen Kreisen, in den Verkehrskreisen des Fürsten fragt man sich erstaunt: Wie kann der Fürst sagen, er habe keine Politik getrieben? Der Fürst hat gewiß ein großes Interesse daran, hier Klarheit zu schaffen; hat gewiß ein Interesse daran, daß er mit seinem Eide nicht mißverstanden wird. Wenn er schweigen sollte, wird man daher sehr allgemein denken: Also doch!

Und dann: Graf Groeben ist doch nicht irgendwer. Botschaftsrat a. D. Schreibt so ein Mann so einen Brief, wenn er nicht ganz genau weiß: so und so? Würdest du, unpolitischer Leser, an jemand schreiben: Jetzt ist es an der Zeit, unseren Vereinsvorstand zu stürzen und die Vereinspolitik zu ändern, wenn du nicht ganz genau wüßtest, der Empfänger ist prinzipiell geneigt, mitzumachen? Schließlich: der mächtigste Geheimrat im Auswärtigen Amt und dein Vereinsvorstand, Marokkopolitik und Vereinspolitik, das ist doch wohl noch ein gewisser Unterschied. Deshalb hat auch die „Deutsche Tageszeitung" erklärt, sie sei in der Lage, mitzuteilen, der Fürst Eulenburg habe seines Wissens niemals einen Brief vom Grafen Groeben erhalten. An der subjektiven Richtigkeit dieser Erklärung zweifle ich nicht im mindesten. Aber sie genügt mir nicht. Man kann sich verhören; mißverstehen; unbewußt übertreiben. Nicht die „Deutsche Tageszeitung" natür-

lich. Aber andere, Mittelmänner. Ueberhaupt, wenn die Erklärung nicht mit Namen versehen, nicht unterzeichnet ist, bleibt immer die Möglichkeit des Dementis. Darum hat auch die Erklärung der „Deutschen Tageszeitung" — nicht nur auf mich, möchte ich bemerken — so gar nicht überzeugend gewirkt.

Noch zwei Kleinigkeiten: Auf welchem Wege ich zu der Kenntnis des fraglichen Briefes gekommen bin? Darüber werde ich mich einstweilen nicht auslassen. Wer mich kennt, wird der Versicherung Glauben schenken, daß der Weg ein vollkommen loyaler war. Wer mich nicht kennt, mag zweifeln. Vielleicht ἔσσεται ἦμας ὅταν . . . Die Zweite: In der Presse — vor mir liegt z. B. ein Ausschnitt aus dem „Figaro" — ward angedeutet, Herr v. Holstein stehe mit meiner Anfrage in Zusammenhang. Daraufhin habe ich mich an Herrn v. Holstein gewandt, den ich bis dahin noch nicht die Ehre hatte zu kennen, und bin von ihm zu der Erklärung ermächtigt worden, daß er weder direkt noch indirekt die mindeste Ingerenz auf die Publizierung dieser Anfrage gehabt hat, daß er von der Absicht einer solchen Anfrage nicht das Mindeste geahnt hat; daß es ihm endlich neu und überraschend gewesen ist, von Schritten des Grafen Groeben gegen ihn Kunde zu erhalten. Für den Ausschluß von Mißverständnissen garantiere ich. — —

Ich harre der Antwort, und meine höchst unbedeutende Person ist nicht der einzige Interessent an ihr.

Johannes W. Harnisch.

Karl Kraus. Die Erledigung eines Nachrufs.

Vor der Erledigung Maximilian Hardens durch die vierte Strafkammer des Landgerichts I in Berlin hatte ihn schon eine Doppelnummer des Herrn Karl Kraus in Wien „erledigt". Die antithetische Materialsichtung für den Berliner Staatsanwalt wurde an einer Stelle unterbrochen, an der der Herausgeber der „Fackel" Hardenschen Stil übte. Daher konnte zur Erledigung Hardens auch die Feststellung beitragen, daß der Schriftsteller einen minderwertigen Stil schreibt, dessen Feder ein andrer Schriftsteller bei fleißiger Bemühung auf seinen Stiel zu stecken versteht. Wenn ich nun hier damit parodiere, daß ich den Stil des Herrn Kraus parodiere, so will ich vorher feststellen, daß das A und das O in diesen beiden Worten keineswegs das A und das O in meinem Urteil über die Bedeutung der „Fackel" als Kulturorgan ausdrücken. Ich würde auch Kraus' Erledigung Hardens ohne Nachruf lassen, wäre ihr nicht ein Nachruf gefolgt, der eine Erledigung erheischt.

Diese neuerliche Broschüre von Karl Kraus enthält Sätze von wundervoller Schönheit. Sie sind von Heinrich Mann, und werden aus dem „Morgen" abgedruckt, um uns davon zu überzeugen, daß „Herr Heinrich Mann nach dieser Probe seiner Verstandeskraft gut tun wird, sich auf die künstlerische Produktion zu beschränken". Herr Karl Kraus wird nach dieser Probe seiner Urteilskraft gut tun, sich auf die Antworten des Herausgebers auf die Fragen des Wiener Korruptionswesens zu beschränken. Von den Dichtern im allgemeinen ist er der Ansicht: „Sie dichten seitab von der publizistischen Realität, und wenn sie über Herrn Maximilian Harden befragt werden, vertrauen sie der Legende. Man müßte sie kritisch entmündigen, aber wenn man gewissenlos genug ist, lädt man sie zu einer Enquete." — Man ist gewissenlos genug. Man lädt Herrn Stanislaw Przybyszewski zu einer Enquete — die andern Dichter waren schon von der Gegenpartei geladen —, und läßt ihn bestätigen, daß ihm

über den Fall Harden nur wenig zu sagen bleibt. Das Wenige ist leider recht falsch (er vertraute wohl zu sehr der Legende), und bei meiner überaus großen Verehrung für den Dichter Przybyszewski habe ich für seinen schwächlichen und ärgerlich unbeholfenen Brief an Kraus nur die Entschuldigungen, mit denen der „Fackel"-Herausgeber „einen Wedekind" und „einen Strindberg" gegen die Anklage verteidigt, noch heute Ansichten über Maximilian Harden zu haben, die bei Karl Kraus mehrere Jahre zurückliegen, die er aber als braver Nekrolog jetzt doch nicht so ganz hätte vergessen haben sollen. Ich glaube nicht, daß Herr Przybyszewski mir böse sein wird, wenn ich ihn mit den gleichen Gründen zu rechtfertigen suche, mit denen Kraus die umgekehrte Sinnesrichtung eines Wedekind erklärt, der einem Gerücht zufolge persönlich nie die Lektüre der „Zukunft" auf sich habe einwirken lassen, der im Gegenteil — demselben Gerücht zufolge, das Herrn Kraus unmittelbar zu Ohren gekommen ist — ausdrücklich die Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Herrn Harden von einem Vermeiden der Lektüre der „Zukunft" abhängig gemacht habe. Vielleicht hat also Herr Przybyszewski, mutatis mutandis, das Vermeiden der Lektüre der „Zukunft" ausdrücklich von der Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Karl Kraus abhängig gemacht. Das wäre nur begreiflich. Denn auch Przybyszewski „ist eine zu große Persönlichkeit, um an die Menschen seiner nächsten Umgebung andre als gesellschaftliche Anforderungen zu stellen". Wäre Wedekind in Wien und Przybyszewski in Berlin, dann würde der Welt klar werden, daß sich Dichtergesinnungen nicht unter Außerachtlassung geographischer Konstellationen richtig einschätzen lassen. Aber auch die Verteidigung eines Strindberg durch Herrn Kraus wäre zugunsten des Herrn Przybyszewski heranzuziehen. Kraus meint nämlich, es sei wohl auch mit einiger Sicherheit anzunehmen, „daß Strindberg nicht nur nicht deutsch, sondern auch nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest". Nun, von Przybyszewski nehme ich mit einiger Sicherheit an, daß er — obwohl Pole — zwar deutsch, aber sicherlich nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest, und ich bestätige ihm unter gewissenhafter Anwendung der entsprechenden Terminologie des Herrn Kraus gegenüber Strindberg, daß ein Geist von seiner Ausdehnung es sich zwar nicht zur Ehre anrechnen muß, an einer Ecke der Werkstatt des Herrn Kraus mitarbeiten zu dürfen, daß es aber immerhin in seinem Interesse liegen kann, sich zur Plazierung seiner Essaies ein „warmes Eckchen" mehr zu erhalten. „Was können denn die Dichter dafür, wenn sie die Journalisten zu einem Urteil prostituieren?" Wenn also ein Przybyszewski — immerhin ein Sonderbarer — seine Menschen nicht selbst frißt, sondern von Karl Kraus sich vorkauen läßt — nun, so ist das auch nicht tragisch zu nehmen. (Was kann ich dafür, daß Kraus den Satz falsch konstruiert hat?) Damit könnte ich einen Przybyszewski denn also wieder dem Schicksal eines Kraus überlassen.

Alles, was Herr Kraus Herrn Harden nachruft, zu erledigen — noch dazu in Kraus' Stil —, kann mich nicht reizen, schon räumlich nicht. Aber ich darf es nicht unterlassen, auch Herrn Kraus noch einmal zur Enquete zu laden, auf die Gefahr hin, durch allzu eindringliche Befragung seine wertvolle Freundschaft und meine Mitarbeiterschaft an der „Fackel" zu verlieren. Ich achte solch persönlichen Vorteil gering, wenn mir eine unterdrückte Empörung inneren Nachteil brächte. Und meine hohe Schätzung polemischer Potenzen bleibt unvermindert, wenn ich einmal sagen muß, daß Kraus sich in einer Sache, die publizistischen Anstand erfordert, bis auf die Knochen blamiert hat, und wenn ich mit jedem Wort doch nur die Sensationslust treffe, die journalistisches Ansehn zu einer würdelosen Leistung mißbraucht hat.

Wer als Publizist — noch dazu als einer, der zu schreiben versteht, einen andern Publizisten — noch dazu einen, der auch zu schreiben versteht, und der schon länger schreibt, als er für minderwertig gilt —, im Augenblick, wo er von der Staatsgewalt in seiner publizistischen Tätigkeit gefährdet wird, in einer Weise „er-

ledigt", die das Material der Verteidigung beschmutzt und zu entwerten sucht, das Material der Staatsanwaltschaft sichtet und vermehrt, der erledigt sich selbst in seiner Eigenschaft als anständiger Publizist. Wer einem Schwerkranken, nachdem die schwere Erkrankung als ein „Grippchen" verdächtigt ist, nach seiner Verurteilung zu einer qualifizierten Todesstrafe, aus der Gesinnung einer seit langen Jahren als korrupt und gesinnungsniedrig dargetanen Schmockpresse heraus Worte des Hohns und der Geringschätzung nachruft, hat seinen eigenen Nachruf geschrieben, der es mir erübrigt, Kraus gegenüber noch Hardens Höherwertigkeit zu demonstrieren.

Wer den Satz schreibt: „Die bloße Tatsache, daß Herr Harden sich mit Politik beschäftigt, kann zum Beweise seiner Nichtpersönlichkeit beitragen" — und ihn in einem Zusammenhang schreibt, der ein eindeutiges Eingreifen in eine politische Angelegenheit darstellt, braucht zum Beweise seiner Nichtpersönlichkeit keine Tatsache mehr beizutragen. Damit, daß Hardens historisches Verständnis bei Herrn Karl Kraus in Wien kein Verständnis findet, ist gegen Herrn Hardens publizistische Fähigkeit kein Beweis erbracht. Jedenfalls soll es Leute geben, und zwar solche, denen es um Erleuchtung zu tun ist, die sich lieber eine Vergangenheit von einer Zukunft erhellen lassen, als eine Gegenwart von einer Fackel, und die an geistvoll betriebener Politik mehr ästhetischen Genuß finden, als an einer durch Jahrzehnte genährten sittlichen Entrüstung über die Korruption der Wiener Tagespresse und an einem vom sicheren Ausland erhobenen Denunziationsgekläff wegen vermeintlicher Verleugnung mißverstandener Wedekindscher Axiome.

Erich Mühsam.

Zur Automobildebatte.

Gewiß: Viel Licht, viel Schatten! Sicher nichts Neues. Reitet man dann noch das Steckenpferd der Schattenseiten, so ist der Scheinsieg leicht. Besonders, wenn man die Beweisführung stützt auf noch nicht erwiesene Zeitungsnachrichten, Aeußerungen anderer Blätter entstellt anführt oder auf Gebiete gerät, wo der von Sachverständnis nicht getrübte Blick irreleitet.

Zunächst glaube ich nicht, daß man eine Rede ernst nehmen kann, wenn darin gesagt wird: Das Automobil und seine Gebrauchsweise ist kein Fortschritt in der Kultur, sondern ein Rückschritt. Man frage Groß-Industrielle, Aerzte, Wegebaumeister, Geschäftsreisende der Großstadt, Feuerwehren, Sanitätsdienst, Großbrauereien, alle größeren Geschäfte Berlins, die Warenhäuser vor allem, deren einzelne täglich bis 40 Autos im Dienst haben — kurz alle die Branchen, die im Groß-Betriebe den Grundsatz „Zeit ist Geld" verkörpern, ob sie einer Meinung sind mit Herrn Major Strosser. (Verhandlung des Abgeordnetenhauses vom 23. Januar.) Auch ein Blick in den Marstall würde interessant sein. Solchen Ausführungen fehlt der höhere Standpunkt. Wie Herr Minister Breitenbach in seiner sehr sachlichen, kurzen Ausführung betonte: Vorwürfe ähnlich denen bei Einführung des Dampfwagens.

Und im „Tag" vom 23. Januar soll es zu lesen sein: Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs, und diejenigen, die sich gegen die Automobile aussprechen, sind verkehrsfeindlich? Ich kann's nicht finden. Der sachliche Artikel des Herrn von Pustau enthält in dieser Hinsicht nur die Worte: Mit der Verschärfung der Automobil-Verkehrs-Vorschriften muß man um so vorsichtiger sein, als wir damit einem der dringendsten Bedürfnisse der Gegenwart direkt entgegenarbeiten würden: Der Entlastung und Beschleunigung des Verkehrs.

Herr Major Strosser bezweifelt als alter Soldat den Nutzen der Automobile im Kriege. „Es heißt, in der Aufklärung wird das Automobil große Dienste leisten. Aber der Feind hat es ganz leicht, die Straßen für die Automobile unbrauchbar zu machen, er braucht nur die Bäume umzuschlagen und über die Straße zu werfen. Das Automobil wird niemals auch

nur im entferntesten den Kavalleristen im Aufklärungsdienst ersetzen." Wenn man solche Sätze liest, so . . . könnte man eigentlich wirklich darüber zur Tagesordnung übergehen. Aber sie fallen gerade in die Zeit der Reichstagsverhandlungen über den Militäretat, und der fordert zum erstenmal eine größere Summe zur Einstellung von Selbstfahrern, ca. 800 000 Mark. Solche Kraftsätze an so weitschallender Stelle sind daher geeignet, schiefe Bilder zu erzeugen und irrezuleiten. Wenn das Kriegsministerium allerdings zur „Aufklärung im Kriege" die Einstellung von Personen-Selbstfahrern verlangte, dann wäre man dort auf dem Holzwege. Diese Forderungen würden mit Recht dem Orkus überwiesen. Wir brauchen Personen-Selbstfahrer und Motorräder im Kriege für die Führer, Generalstabsoffiziere und Adjutanten, und Last-Selbstfahrer zur Heranschaffung von Proviant und Munition für die großen Heere der Zukunft. Vor die Vorposten, vor die Spitze gehört das Auto nicht, nur ganz besondere Ausnahmefälle könnten seine Verwendung zu Aufklärungszwecken rechtfertigen. Solche Fälle können allerdings im Kriege vorkommen. Im allgemeinen aber erfüllt sich der Wert des Selbstfahrers erst innerhalb der eigenen Linien, dort aber mit solcher Ueberlegenheit, d. h. bei guter Straßenentwicklung, daß Armeen, die nicht zur Entwicklung und Ausnutzung dieser technischen Mittel greifen, in Rückstand kommen müssen. Mit dem Baumfällen ist es auch eine eigene Sache. Die Nürnberger . . .? Man muß eben doch da sein, um Bäume zu fällen, und das paßt nicht immer in den strategischen Rahmen. Auch ist's eine mühselige Arbeit — und die Kavallerie hat Sprengmunition, auch für solche Zwecke. Zur Aufklärung brauchen wir keine Selbstfahrer. Das verwirrt die Begriffe, ebenso, wie wir den Lenkbaren gerade zur Aufklärung neben der Kavallerie brauchen und nicht als Kampfmittel, wo seine Bedeutung ebenso untergeordnet bleiben und sich auf Ausnahmen beschränken wird, wie die des Autos zur Aufklärung. Aehnliche Verwirrungen hat seinerzeit auch das Zweirad gezeitigt.

Aber sehr sympathisch ist mir ein Satz in der Rede des Herrn Major Stroßer: Eisenbahn und Automobil können nicht miteinander verglichen werden, denn die Eisenbahnen fahren auf eingehegten Wegen, deren Uebergänge geschlossen werden können. — Ich bedauere nur, daß er diesen Gedanken nicht weiter ausführen kann in den bevorstehenden Verhandlungen des Reichstags über das neue Automobil-Haftpflichtgesetz. Er trifft damit den Nagel auf den Kopf. Wenn Herr Regierungsrat Dr. Haaselau in Nr. 59 des „Tag" einen großen Teil der Unfälle darauf schiebt, daß den Fahrern in kritischen Momenten die durchaus erforderliche Ruhe und Geistesgegenwart fehlt, so hat er damit gewiß recht. Wie ist das aber vereinbar mit dem Umstande, daß Frauen Fahrscheine erhalten — im Großstadtgetriebe —, denn gerade diese beiden Eigenschaften fehlen der Frau im allgemeinen und meistens. Ich bin vor einigen Wochen in einem elektrischen Wagen unter der Leitung einer dieser Damen gefahren, und ich muß sagen, ich war froh, heil wieder hinaus zu sein, trotz einer Pace, die der einer Droschke zweiter Klasse fast entsprach, wesentlich unter 15 Kilometer blieb.

Auch der Gleitschutz muß obligatorisch werden. Die durch das Gleiten entstehenden Gefahren und Unglücksfälle sind nicht zu unterschätzen. Damit würde allerdings der Vollgummibereifung der elektrischen Wagen der Krieg erklärt. Jeder Selbstfahrer — ob Benzin oder elektrisch — muß in der Großstadt mit je einem Gleitschutz hinten und vorne versehen sein. Die Fußbremse kann sonst nicht auf schmierigem Asphalt wirksam gemacht werden. Eine dahingehende Polizeivorschrift ist wichtiger als die Erhöhung der kleinen Strafgelder. Es muß alles darangesetzt werden, dem Selbstfahrer die Gefahren des öffentlichen Verkehrs zu nehmen, sollen die — teils nicht mit Unrecht — aufgerührten Wogen des öffentlichen Unwillens sich wieder glätten und nicht schädigend für die bedrängte Industrie und damit für viele Erwerbszweige werden.

C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Das Lügengewebe.

Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, habe weniger als andere gelogen; habe darum immer geglaubt, was andere sagten. Wenn ich jetzt auf meine alten Tage mit Jugendfreunden zusammensitze und kollationiere, so finde ich, daß mein ganzes Leben ein Gewebe von Lügen ist.

Heute Nacht saß ich mit einem Jugendbekannten zusammen, und es entspann sich dieses Gespräch. Ich sprach:

— Als sich der Fürst von X. verheiratete ...

— Verheiratete? Verheiratet ist er nicht.

— Ist er das nicht? Ist das auch eine Lüge?

— Er ist nie verheiratet gewesen.

— Jetzt habe ich zwanzig Jahre lang verbreitet, er sei verheiratet gewesen; eine ganze Geschichte hat sich an diese Lüge geknüpft; die wollte ich eben erzählen, muß sie nun aber fallen lassen.

Eine andere Lüge! Dreißig Jahre habe ich erzählt, daß Doktor H. anwesend war, als der Malunger Mörder hingerichtet wurde. Er hatte mir nämlich vorgelogen, er habe als Kandidat den Auftrag erhalten, den abgehauenen Kopf zu untersuchen. Dabei hatte er mir so interessante Einzelheiten gegeben, daß ich sie in der Gesellschaft zu erzählen pflegte. So ein Lügner!

— Aber er war doch da!

— War er dort?

— Gewiß, ich habe ihn hinter dem Geistlichen stehen sehen, als ich das Blutgerüst photographierte.

— Du? Hast du ... Lügst du? Oder hat er gelogen?

— Ich lüge nicht!

— Nein, jetzt weiß ich nicht, wo ich zu Hause bin. Alles steht auf dem Kopf! Ich habe zehn Jahre lang die Lüge zurückgenommen, die ich verbreitet hatte; ich habe Doktor H. zum Lügner gemacht ...

Man müßte nie sprechen, nie schreiben, nur das Notwendigste, was man gebraucht, zeichnen. Er ist also wirklich dagewesen! Wie soll ich ihm seine Ehre wiedergeben, die ich ihm geraubt habe?

Neue Balthesseriana.

Die Menschen fügen sich am liebsten den Befehlshabern. Und nur der Liebenswürdigkeit von Gewaltnaturen fühlen sie sich verbunden. Liebenswürdigkeit, hinter der man Schwäche ahnt, verpflichtet zu nichts.

Wer die Politik nicht im Grunde verachtet, dem versagt sie den Dienst.

Es gibt unter den Menschen harmonische Tiernaturen. Sie befriedigen moralisch-ästhetisch. Die weiß-braune Bernhardinernatur, die breitnackige Stiernatur, der trockensehnige Pferdemensch. Unter den Frauen: die grünfunkelnde Panterkatze, die lässig-schlank-weiche Barsoisnatur, die kräftig-gedrungene, versammelte Bullterrierart. — Parallele: Kachelofenmenschen.

Ueber den wollüstig-beruhigenden Einfluß gedankenloser sorgfältiger Reinigungsarbeiten (Türklinkenputzen, Fensterwaschen) auf den Betrachter. Parallele: Aufmerksames von mechanischer Fingerbefeuchtung begleitetes Buchdurchblättern ist unmittelbar in den Magennerven angenehm-kitzelnd wirksam.

Die Seuche der mit öliger Bonhomie verkündeten neuen Kompromißkunst rafft alles bessere Streben schon im Keim des Ahnens hinweg. Der mit der neuen „Raumkunst", dem „Buchschmuck", dem „Brevier"-Eklektizismus behaglich mitgehende moderne „Gebildete" ist der gefährlichste Herd jeglichen im tiefsten Kern kunstfremden Unfugs. Surrogat, Kitsch, G'schnas allüberall. Besser ganz schlecht, ganz blöde, ganz wild, besser Dogmatiker, Rationalist, Bonze, Verknöcherung als dieses markloſe, schleimigglänzende Neugetue. Und die widerliche Kompromiß-„Philosophie", der wiederkauende Monismus, diese ganze fette Feststimmung selbstgefällig „Erwachender"! Die grundgräuliche neue Frauentracht mit Seelen„zuwag'", das süßliche Gewortel von Schockpropheten, eine neue Heilsarmee fader Dünkelmeier, alle ins „Sezessions"-Profil gerichtet. Rasch ein paar Züge grobkörnigen Wilhelm Busch-Knasters und einen tiefen Zug aus Jeremias Gotthelfs grundklarem Deutschtum.

Richard Schaukal.

Börsenvorstand und Presse.

In der 27. Nummer des „Morgen“ habe ich meinen Standpunkt zur neuen Börsengesetznovelle präzisiert. „Weil die Agitation der Banken und Bankiers nur darauf hinausging, das ihnen Lästige zu beseitigen,“ so schrieb ich damals, „hat man sich nicht, wie es sich gehörte, gefragt, ob nicht in den anderen Abschnitten des Börsengesetzes manches enthalten ist, was für eine Aenderung reif ist.“ Denn nur der Abschnitt 4 soll im wesentlichen reformiert werden; das Börsenregister soll abgeschafft, der Differenzeinwand fast unmöglich gemacht werden. Damals schon gingen Vorschläge dahin, vor allem die bisherige Art der Kursnotierung einer Verbesserung zu unterziehen. Was ich geschrieben hatte, fand leider keinen Widerhall; wie fast immer bei wirtschaftlichen Gesetzesvorlagen kümmern sich die Parteien nur allzuwenig um das, was von Fachleuten gesagt wird, sondern beurteilen die Dinge vom allgemeinen Standpunkte ihrer Partei. Mehrfach schon habe ich während der kurzen Zeit, in der ich die Ehre habe, Aufsätze im „Morgen“ zu veröffentlichen, darauf hingewiesen, daß man die Politik bei der Beurteilung wirtschaftlicher Fragen aus dem Spiel lassen möge. Ganz besonders aber müßten die Parteien doch einig sein, wenn es sich darum handelt, notorisch vorhandene Mißstände aufzudecken, die, wie in diesem Falle, die Käufer und Verkäufer von Wertpapieren aufs empfindlichste schädigen. Als in der Börsenenquetekommission die Grundlagen für das Börsengesetz geschaffen wurden, wiesen die Vertreter der Börse darauf hin, die Beaufsichtigung der Märkte durch einen Staatskommissar sei unnötig, weil die Börsenorgane selbst schon für Ordnung und Ehrlichkeit im eigenen Hause Sorge tragen. Die Praxis hat bewiesen, wie notwendig die Aufsicht durch Unparteiische ist; wären die Herren von so hoher Objektivität erfüllt, wie sie es gern darstellen möchten, sie würden ihre Agitation zur Aenderung des Börsengesetzes nicht bloß auf die ihnen genehmen Punkte beschränkt haben. Ist's darum meine Schuld, wenn jetzt in der politisch rechtsstehenden Presse dafür gekämpft wird, die neue Novelle nicht Gesetz werden zu lassen, bevor jene Mißstände beseitigt sind? Ein bestimmter „Fall“ muß nun einmal vorliegen, bevor man den auch schon theoretisch begründeten Weg beschreitet. So will es der Brauch; doch behält das Wort exempla docent seine Richtigkeit. Mein Zwist mit dem Börsenvorstand gab das Material, das Kennern der Verhältnisse nichts Neues zu sagen vermochte. Der Vorstand der Berliner Fondsbörse sprach (ich will die Tatsachen hier nur kurz rekapitulieren) die Drohung aus, meine Eintrittskarte zu den Börsenversammlungen nicht zu erneuern oder sogar zu entziehen, weil ich in vertraulichen an Banken und Bankiers zur Versendung gelangenden Börsenberichten Angaben über die ungefähre Höhe der Umsätze und über die Namen der wichtigsten Käufer und Verkäufer von Effekten mache. Das sei angeblich den Börseninteressen schädlich und irreführend. Zwei Fragen sind hierdurch aufgerollt und in den Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung gerückt worden: die Zulassung der Presse zur Börse und die amtliche Notierung der Umsätze. Für beide Forderungen ist längst gestritten worden. Herr Georg Bernhard ist schon vor Jahren im „Plutus“ dafür eingetreten, daß Journalisten nicht Gäste der Börse sein dürfen, die nach Belieben ausgewiesen werden können. Und für die Notwendigkeit einer amtlichen Notierung der Umsätze hat der Staatskommissar der Berliner Börse, Geheimrat Hemphenmacher, längst schon in der Oeffentlichkeit Stellung genommen. Hat man das alles nicht beachtet? Ist's wirklich nötig, immer erst ein bestimmtes Beispiel anführen zu müssen? Die „Kreuzzeitung“ sagt, es hätte bisher an einem schlüssigen Beweise für die Beeinflussung der Presse an der Börse gefehlt. Wirklich? Wer die Handelszeitungen ausführlich liest, kann solche Beweise fast täglich finden; schon die ganze Organisation der Handelspresse macht sie von solcher Beeinflussung abhängig. Die großen Börsenblätter, die gezwungen sind, die Nachrichten ihren Lesern möglichst rasch zu überbringen, sind auf die Informationen der Banken und Bankfirmen angewiesen. Kann nicht allein schon ein Kursverlust daraus entstehen, daß die Mitteilung von der Verteilung einer höheren Dividende zu spät veröffentlicht wird? Solche Nachrichten aber sind, wenn sie unwiderleglich richtig sein sollen, nur von den Gesellschaften selbst oder von den Banken zu beziehen. Es sind mir Fälle bekannt, in denen an hiesige angesehene Handelsblätter Briefe geschrieben wurden, man verweigere ihnen die Zusendung der offiziellen Mitteilungen, weil das Blatt sich eine Kritik gegenüber der Gesellschaft erlaubt hat. Sind diese Zustände nicht unhaltbar? Zwingen sie nicht zu einer grundlegenden Reform, die noch weit über die Punkte hinausgeht, die mein Zwist mit dem Börsenvorstand angeregt hat? Die Frage der Korruption der Handelspresse muß überhaupt einmal unter diesen Gesichtspunkten betrachtet werden. Vor dem Erlaß des Börsengesetzes flogen den Journalisten die Hundertmarkscheine auf den Tisch,

damit sie gegen die Banken und die ihnen nahestehenden Aktiengesellschaften nichts schrieben. Die Korruption ist seitdem nur wenig gebessert worden. Das Börsengesetz hat höchstens die Form der Korruption geändert. Nicht mehr die Journalisten erhalten das Geld, sondern die Verleger in Form von Inseraten. Die sorgen dann schon dafür, daß ihre Redakteure kein zu scharfes Wort gegen die Banken schreiben. Und schlimmer noch ist vielleicht die Korruption durch Nachrichten. Eine Handelszeitung, die an der Börse boykottiert wird, ist machtlos, weil ihre Redakteure auf die Mitteilungen angewiesen sind, die ihnen an der Börse gemacht werden. So ist ja die Wut des Börsenvorstandes gegen mich entstanden; ich wußte aus langer Bankpraxis, daß Leute, die nicht mit dem Schilde des Journalisten an der Börse herumlaufen, die wirklichen Vorgänge viel zutreffender und eingehender erfahren. Diesen Gesichtspunkt nutzte ich für meine Organisation aus und machte mich selbst damit gleichzeitig von der Börse unabhängig. Darum wird jetzt auch der unsinnige Vorwurf gegen mich geschleudert, daß ich Indiskretionen weiter getragen habe; Indiskretionen, die jeder Börsenbesucher (aber nur nicht der Journalist) erfährt. —

Ich will ein Beispiel dafür anführen, daß tatsächlich nach Ansicht der Börse und ihrer Organe der Journalist nur Gast ist, der nicht alles erfahren darf, was an der Börse bekannt ist. Ich bedauere nur, hierbei wieder mich mit Herrn Kommerzienrat Paul Böhme befassen zu müssen, der eigentlich schon durch meinen Nachweis der bewußten Kurstreiberei gerichtet ist. Am 26. Oktober 1907 wurde an der Börse bekannt, daß in den Aktien der Terraingesellschaft Groß-Lichterfelde, deren Aufsichtsratsvorsitzender Herr Paul Böhme ist, von seiner Firma ein Angebot vorlag, das nirgends Aufnahme fand, so daß der Kurs gestrichen werden mußte. Erst am 16. Dezember verlautete, die Gesellschaft, die für das Jahr 1906 eine Dividende von 28 % verteilt hatte, werde infolge der für die Baugesellschaften ungünstigen Konjunktur ein erheblich geringeres Erträgnis zur Ausschüttung bringen. In den Zeitungen war bisher hiervon nichts zu lesen. Einer meiner Vertreter wandte sich darum an Herrn Böhme, um ihn nach der Richtigkeit der Gerüchte zu fragen. Der gab auch die Auskunft, indem er die Richtigkeit der Gerüchte bestätigte. Als er aber hörte, die Auskunft sei zur Veröffentlichung in den von mir herausgegebenen Berichten bestimmt, geriet er in Zorn. Er hätte die Mitteilung nicht gemacht, wenn er den betreffenden Herrn, den er für einen Bankvertreter gehalten habe, vorher gekannt hätte. Ich glaubte, Herrn Böhmes Zorn gelte nur mir und meinem Unternehmen und benutzte seine Aussage in der Vernehmung, zu der mich der Börsenvorstand aufgefordert hatte, als Grund zur Ablehnung eines Richters, dessen Animosität gegen mich aus diesem Vorfall hervorgehe. Da kam ich aber schlecht an. Herr Barthold Arons und, wenn ich mich recht erinnere, Herr Levy (in Firma Cohn, Levy & Co.) sekundierten dem Herrn mit Wärme. Herr Arons sagte: „Das Vorgehen des Herrn Böhme ist durchaus berechtigt, denn ich kann nicht wünschen, daß Auskünfte, die für einen Bestimmten gegeben werden, in die Presse kommen.“ Damit wurde mein Verlangen, Herr Böhme möge nicht als Richter über mich fungieren, abgelehnt. Wirft aber dieser Vorfall nicht ein eigenartiges Licht auf die Art und Weise, wie die Aktiengesellschaften und deren Aufsichtsratsmitglieder die Oeffentlichkeit informieren? Am 16. Dezember wollte Herr Böhme der Presse die Auskunft verweigern, daß die Terraingesellschaft Groß-Lichterfelde eine niedrigere Dividende verteilen werde, obgleich ihm die Tatsache bereits bekannt war. Und erst am 30. Januar 1908 wurde offiziell mitgeteilt, daß diese Dividende nur 4 % gegen 28 % im Vorjahre beträgt! Dieser Fall zeigt uns, daß die Börse sich tatsächlich noch als Geheimbund fühlt, und hundertmal mindestens ist mir von Bankiers gesagt worden, man könne doch nicht verlangen, daß ein Journalist das Recht habe, die Geschäfte mitzuteilen, die an der Börse abgeschlossen werden. Es muß den Herren daher mit Entschiedenheit klar gemacht werden, daß die Börse ein öffentlicher Markt ist, und es ist nur merkwürdig, daß sie dies selbst vergessen haben, während sie sich früher immer so hingestellt haben, als ob es an der Börse überhaupt kein Geheimnis gebe. Soll ich Ihnen, meine Herren vom Börsenvorstand, vielleicht die Aeußerungen vorhalten, die Ihre Freunde in der Börsenenquetekommission und in der Literatur getan haben, als es sich darum handelte, das Börsengesetz abzulehnen? Der Stein ist einmal ins Rollen gekommen; nun mag man ganze Arbeit machen. Die unsinnigen Bestimmungen des Börsengesetzes über den Terminhandel und Differenzeinwand soll man aufheben, aber gleichzeitig darf nun eine Aenderung der übrigen Abschnitte des Börsengesetzes nicht mehr aufgeschoben werden. Präzise Bestimmungen über die Kursfeststellung, vor allem amtliche Notierung der Umsätze, Verpflichtung der Makler zu bestimmten Angaben an jedermann (damit der Hinweis auf das Geschäftsgeheimnis nicht immer nach ihrem Belieben erfolgen kann) sind das mindeste, was zu fordern wäre. Gelingt es erst, die Märkte genau zu kontrollieren,

so wird einem großen Teil der heute fortgesetzt erfolgenden Kurstreibereien und Fälschungen, denen der Börsenvorstand ruhig zugesehen hat, ein Riegel vorgeschoben werden. In New York werden die Umsätze längst amtlich notiert; es wird sogar genau festgestellt, wieviel Stück zu jedem einzelnen Kurse gehandelt worden sind. Was in dem übel beleumdeten Amerika möglich ist, müßte auch bei uns durchführbar sein.

Bruno Buchwald.

Vom Büchertisch.

Valerius Brinssoff: Novellen. (Hans von Weber.)

Fjodor Sollogub: „Das Buch der Märchen." (Hans von Weber.)

Amanda Sonnenfels: „Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter" (Dr. A. Tetzlaff), dem Prinzen Schönaich-Carolath gewidmet.

Rainer Maria Rilke: „Auguste Rodin." Marquardt & Co.) Dieser Band (7. bis 11. Tausend) erschien soeben in verdoppeltem Umfange. Eine Reihe von Rodinschen Zeichnungen, die der Weihnachtsnummer des „Morgen" beigegeben wurden.

Notizen.

Die unfreundliche Glossierung verschiedener Blätter über die in Nr. 7 des „Morgen" abgegebene Berichtigung kann mich nicht veranlassen, an dieser Erklärung herumzudeuten oder ihr etwas hinzuzufügen. Sie bleibt vielmehr von Anfang bis zu Ende unverändert bestehen. Für Leute, die nicht begreifen, daß man eine gutgläubig übernommene Notiz, wenn man sich von ihrer Unrichtigkeit überzeugt hat, ohne Winkelzüge richtig stellt, habe ich meine Erklärung auch nicht abgegeben.

Was diese Erklärung mit der politischen Haltung des „Morgen" zu schaffen hat, ist schlechterdings unverständlich. Aus der Befugnis der Schriftleitung, zu bestimmen, wer im „Morgen" schreibt, wird sie nie und nimmer die Berechtigung herleiten, auf die Gesinnung der Mitarbeiter einzuwirken und ihnen zu suggerieren, wie sie zu schreiben haben. Das gilt wie für den politischen, so auch für alle anderen Teile des „Morgen". Und soweit die Mitarbeiter des „Morgen" in Betracht kommen, würde die Schriftleitung des „Morgen" mit derartigen Versuchen auch wenig Erfolg haben.

Die Schriftleitung.

Wenngleich wir wissen, daß unsere Leser ihre Beteiligung an einer Wohltätigkeitsmatinee von dem Zwecke und nicht von der Teilnahme anderer abhängig machen, so möchten wir doch darauf hinweisen, daß die für die Hauptmann-Vorlesung am 1. März im Bureau unseres Verlages hergestellten Listen aus einem bedauerlichen Irrtum nicht sämtlich zuverlässig abgefaßt sind. Da wir wünschen, daß, wer zu dem guten Zwecke auf unsere Anregung hin beisteuert, es um der Sache selbst willen, und nicht aus gesellschaftlichen oder anderen Rücksichten tut, haben wir bereits am Montag, den 17., früh an sämtliche Listenempfänger eine Benachrichtigung obigen Inhalts gesandt. Auf Grund einer Anfrage der Vossischen Zeitung von Montag Abend teilen wir mit, daß die Beträge des Vortrages selbstverständlich entsprechend dem Zwecke dem Magistrat in Berlin überwiesen werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wiltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Einhart der Lächler

Roman von CARL HAUPTMANN

2 Bde. à 3.50 M.

:: :: :: :: :: Zu beziehen durch alle Buchhandlungen :: :: :: ::

MARQUARDT & CO ○ BERLIN W 50

Schneider & Pfeiffer
Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.

Schierstein im Rheingau.
Erden an der Mosel.
Man verlange Preislisten und Proben.

„MORGEN"-VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT **MORGEN.**

SONNTAG, DEN 1. MÄRZ 08 — MITTAGS 12 UHR

IM ZUR VERFÜGUNG GESTELLTEN

KAISERSAAL DES **HOTEL ADLON,**

UNTER DEN LINDEN 1. — EINGANG WILHELMSTR. 70a.

C. HAUPTMANN-SCHREIBERHAU

„NEUE DICHTUNGEN"

FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN" IST DIESER VORTRAG KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM **MONTAG, DEN 24. FEBRUAR,** BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN", BERLIN W. 50, EISLEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE

EINTRITTS-KARTEN

VERLANGT WERDEN.

FÜR NICHTABONNENTEN: 10, 5 UND 3 MARK.
BILLETS BEI: AMELANG — BOTE & BOCK — WERTHEIM U. A. D. KASSE.

DER REINERTRAG
IST BESTIMMT ZUR SPEISUNG ARMER SCHULKINDER IN BERLIN.

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW., Anhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt zunächst Romane von:

Thusnelda Kühl, „Doktor Esrom“

Marie v. d. Heide, „Die Rosenstadt“

M. Gerhardt, „Professor Vollborn und die Seinen“

Das Beiblatt läßt sich die Pflege der Novelle und Skizze, sowie der Lyrik und Kritik angelegen sein. Alle wichtigen Neuerscheinungen der Literatur werden :: :: :: sorgfältig besprochen. :: :: ::

Preis vierteljährlich (13 Nummern) :: :: 3 Mark 50 Pfg. :: ::

Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

AKTUELL!

GESCHICHTE D. ÖFFENTL. SITTLICHKEIT IN DEUTSCHLAND v. Dr. W. Rudeck. 2. Aufl. 514 Seit. mit 58 interess. illustrat. Brosch. 10 M. Leinwbd. 11,50. M. Halbfrzbd. 12 M.

GESCHICHTE D. ÖFFENTL. SITTLICHKEIT IN RUSSLAND v. B. Stern. 2 Bde. ca. 1000 Seit. 1907/08, mit 51 interess. illustrat. Br. 15 M. Origbde. 18 M. Einzeln käuflich!

I. Kultur u. Aberglaube, d. Kirche, d. Klerus u. d. Sekten (m. u. ohne erotisch. Ziele), Laster, Vergnüg., Leiden, 502 S. m. 29 teils farb. illustrat. Br. 7 M. Origbd. 9 M. (Erschien.).

II. Russische Grausamkeit, Weib u. Ehe, Geschlechtliche Moral Unsittlichkeit, die Dokumente d. Unsittlichkeit. M. 22 illustrat. Br. 10 M. Geb. 12 M. (Erscheint in Kürze).

Sterns Werk — das erste überhaupt auf d. Gebiet — bildet ein *document humain* allerersten Ranges!

Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerbiet. erw.

Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Wiesbaden: Nassauer Hof Hotel u. Badhaus

am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

21/22, Johann Georgstr., Berlin-Halensee.

Unser illustrierter Verlags-Katalog steht auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt

Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Inseraten-Annahme für den „**Morgen**“ durch den Verlag des „Morgen“, Berlin, Eislebenerstr. 14 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: B. W. Heinrich-Schönebera. Druck von Bak & Garleb G.m.b.H., Berlin W.